

TagesWoche

N° 28

Freitag, 13.07.2018

CHF 5.-

Kleinbasel / S. 6

Dreck, Drogen und Gewalt: Das Horburg hat in Basel keinen guten Ruf. Doch wer im Quartier lebt, sieht vor allem dessen schöne Seiten.

BRENNPUNKT DREIROSEN



Unersetzbar.



Unzersetzbar.

Es dauert 500 Jahre, bis sich Plastikabfall zersetzt. Unsere Ozeane drohen zu gigantischen Mülldeponien zu werden – mit tödlichen Folgen für die Meeresbewohner.
Unterstützen Sie unsere Kampagne für saubere Meere: oceancare.org



TagesWoche



Leidenschaft kennt keine Grösse.

**Offenheit, Meinungsvielfalt und
 Unabhängigkeit. Wie viel ist Ihnen das wert?
 Abonnieren Sie jetzt.**

Informieren Sie sich auf www.tageswoche.ch/abo

Flüchtlinge / S.19

FOTO: NILS FISCH



Anni Lanz steht seit Jahrzehnten bei den Brandherden der Schweizer Asylpolitik. Jetzt muss die Baslerin vor Gericht – weil sie einem Menschen half.

Primarschule Zwingen / S.16

FOTO: A.P.



Steinerpädagogik an der Schule? Eine laute Geschichte mit lauter Verlierern.

Lysbüchel-Areal / S.28

FOTO: H.-J. WALTER



Basel verliert einen Ort, wie es ihn nie mehr geben kann. Ein letzter Besuch.

Eva Scheurer

Wochenschau

Bildstoff

Georg Kreis

Bestattungen

Kino

Wochenendlich

Kreuzworträtsel

Impressum

S. 4

S. 20

S. 22

S. 24

S. 30

S. 32

S. 33

S. 34

S. 34

Natur / S.27

Wespen sind nie willkommene Gäste. Wespen nerven. Doch ist es wirklich eine gute Nachricht, dass wir sie diesen Sommer auffällig selten zu Gesicht bekommen?



Renato Beck
Co-Leiter
Redaktion

Basel im Kleinen

Die Dreirosenanlage ist der wichtigste Park der Stadt. Nicht wegen ihrer Ästhetik, ihrer Grösse oder den Möglichkeiten zur Erholung. Sondern weil sie Widersprüche zulässt und sie kollidieren lässt.

Die Dreirosenanlage ist ein Ort der ausgetragenen Konflikte. Darin besteht ihre seltene, schützenswerte Qualität. Manchmal fallen diese gewalttätig aus wie bei den zahlreichen Polizeikontrollen, die nicht immer reibungslos und mit Augenmass verlaufen. Manchmal endet ein Konflikt gar tragisch wie beim Tod des Obdachlosen Georges, der im Park erstochen wurde.

Viel häufiger sind es stille Krämpfe und kleine Irritationen, die empfindet, wer sich regelmässig im Park aufhält. Anwohner stören sich am Lärm, Jugendliche an pingeligen Anwohnern. Die Polizei hält jugendliche Schwarze per se für verdächtig, diese wiederum beklagen sich, ohne Grund in Verdacht zu geraten. Jeder hat seinen eigenen Anspruch an die kleine Grünfläche und das Leben darauf. Und wer gezwungen wird, die eigenen Ansprüche zu hinterfragen, der kann viel gewinnen: Verständnis nämlich.

Reporter Alain Gfeller, der selber im angrenzenden Horburg-Quartier wohnt, hat für uns all die verschiedenen Interessen recherchiert, die auf der Dreirosenanlage aufeinandertreffen. Er hat mit Jugendlichen gesprochen und mit der Polizei, mit Eltern und Anwohnern, mit Engagierten und Passanten. Er hat nicht zuletzt eine gestörte Aussenwahrnehmung festgestellt.

Von einem gescheiterten Vorzeigeprojekt der Integration schrieb eine Lokalzeitung unlängst. (Nein, nicht die BaZ.) Wer unter Integration bloss geräuschlose Gleichmacherei versteht, der wird die Dreirosenanlage tatsächlich ablehnen. Wer Integration so versteht, dass jeder seinen Platz finden soll, ohne jemand anderem seinen Platz wegzunehmen, wird interessiert auf den kleinen Brückenpark blicken.

Die Qualität des Parks liegt genau darin, dass er einen Begegnungsort darstellt für all die Identitäten, Strukturen und Wertvorstellungen der umliegenden Quartiere. Ein wirksameres Integrationsprojekt kann man sich kaum vorstellen. ×

Eva Scheurer

von Yen Duong

Der Tod gehört zum Leben. Bei Eva Scheurer gehört er sogar zum Alltag. Die Forensikerin leitet das Basler Institut für Rechtsmedizin.

Skalpell, grosses Messer und Pinzetten: Wenn Eva Scheurer ihre Arbeitsinstrumente in die Hände nimmt und sich unter Neonlicht über den Körper auf dem Steintisch beugt, hat der Tod schon Einzug gehalten. Im Autopsiesaal an der Pestalozzistrasse 22 suchen Scheurers hellblaue Augen nach Todesursache und -hergang. Nach dem Geheimnis, das der oder die Tote nicht mit ins Grab nehmen darf. Sie öffnet die Schädeldecke, stellt Körperflüssigkeiten oder Maden aus dem Gewebe sicher, studiert die Wunden eingehend. Stets in ihrer Griffnähe: ein Fotoapparat und ein Diktiergerät für die Dokumentation.

Seit 2014 leitet Eva Scheurer das Basler Institut für Rechtsmedizin, zuvor war sie in Graz Leiterin des Ludwig Boltzmann Instituts für Klinisch-Forensische Bildgebung. Aufgewachsen ist sie in Bottmingen, in Lausanne und Bern studierte sie Medizin. «Wir suchen, wir sammeln, und zum Schluss fügen wir alles zu einem Bild zusammen», sagt sie. Beim Reden bewegt sie oft sanft die Hände.

Mordfälle kommen selten vor

Beinahe täglich ist die 46-Jährige mit dem Tod konfrontiert, Ekel oder Furcht spürt sie aber nie. «Es gehört nun mal dazu, dass es nicht gut riecht oder Körperflüssigkeiten austreten.» Für sie sei die Arbeit mit Leichen nichts Schlimmes oder Schwieriges. Vielmehr stelle sie sich vor, dass das Leid nun vorbei sei: «Für mich ist es so, dass es den Menschen gut geht, wenn sie bei uns liegen.»

Ganz spurlos geht der Job aber nicht immer an Scheurervorbei. «Natürlich gibt es Fälle, die mir ans Herz gehen – etwa als vor einigen Jahren ein kleines Mädchen ertrank, ihr Vater sich im Obduktionsaal küssend von ihr verabschiedete und zu Gott sprach.» In der Regel habe sie eine professionelle Distanz, aber es gebe immer wieder solche Momente. «Es ist auch nicht notwendig, dass man sich ganz der Empathie verschliesst.»

535 Todesfälle untersuchte das Institut für Rechtsmedizin letztes Jahr, 184 Leichen wurden obduziert. 929 Mal rückte Scheurers Team aus. «Todesfälle aufgrund eines Gewaltverbrechens kommen aber sehr selten vor», sagt sie. «Wir unter-



«Wir suchen, wir sammeln, und zum Schluss fügen wir alles zu einem Bild zusammen», sagt Eva Scheurer.

FOTO: NILS FISCH

suchen auch Blut- oder Urinproben im Zusammenhang mit Verkehrsunfällen.»

Was fasziniert sie an ihrem Job? Scheurer zögert nicht: «Die Vielfältigkeit.» Die Arbeit sei sehr abwechslungsreich. «Wenn man eine andere Fachrichtung wählt, bewegt man sich schnell nur im medizinisch-klinischen Umfeld. Bei uns erfasst man mehr vom Leben, von der Gesellschaft, wie die Leute leben und von der Arbeit der Staatsanwaltschaft und der Polizei.»

Steckenpferd ihrer Forschung, die sie neben der Arbeit im Autopsiesaal betreibt, ist die Anwendung bildgebender Verfahren, im Speziellen der Magnetresonanztomografie, mit der vor allem Weichteilgewebe untersucht werden. So können Verletzungen nachgewiesen werden, um Unfälle zu rekonstruieren oder Zeugen-

aussagen zu überprüfen. Um die Methoden besser verstehen zu können, absolvierte Scheurer ein Zweitstudium der Physik an der Universität Bern.

Mit der Professorin für Rechtsmedizin (an der Uni Basel) locker ein Gespräch zu führen, ist eine herausfordernde Angelegenheit. Sie ist nett, aber distanziert, fast geheimnisvoll. Auf Fragen antwortet sie das Notwendigste, Einblick in ihr Privatleben gewährt sie nur bedingt. Von ihren Hobbys Segeln und Kochen, von ihrer Kindheit, die sie teils in Brasilien verbrachte, von ihrem Schissdräggygli (sie spielt Piccolo), erfährt man nur, wenn man bohrt. Dass sie als Wochenauflinkerin im Gundeli lebt und am Wochenende zu ihrem Mann nach Bern fährt, erzählt sie erst nach mehrmaligem Nachfragen.

Kinder hat Scheurer nicht. «Ungewollt.» Wie sie der «NZZ am Sonntag» sagte, gerate sie deswegen unter Karriereverdacht. Auf die Entgegnung, dass dies kinderlosen Männern nicht widerfahren würde, meint sie: «Absolut. Ich kenne keinen Mann, der unter Karriereverdacht steht, nur weil er keine Kinder hat. Gesellschaftlich ist das halt immer noch so verankert.» Ob sie unter der Kinderlosigkeit leide, möchte die Journalistin fragen, traut sich aber nicht.

Also reden wir über Freizeit, die sich schlecht planen lässt. An Abenden und Wochenenden ist Scheurer auf Pikett, muss ausrücken, wenn es Tote gibt und vor Ort Inspektionen durchführen. «So kann selbst das Einkaufen zur Herausforderung werden», sagt sie und lächelt. Als das Gespräch vorbei ist, wirkt sie gelöst. ×



Kleinbasel

Die Medien berichten meist nur über die Konflikte im Quartier. Dabei haben die Bewohner um die Dreirosenanlage noch ganz anderes zu erzählen.

BELIEBTE PROBLEMZONE



Auf der Dreirosenanlage wird viel herumgetrampelt – am «Kulturen Fest» macht das auch den Anwohnern Spaß.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

von Alain Gfeller

Ich lebe im Horburg, einem Quartier im unteren Kleinbasel, das in etwa die offiziellen Stadtquartiere Matthäus und Klybeck umfasst. Horburg, das bedeutet: kleine alte und renovierte grosse Wohnungen, idyllische Innenhöfe. Ein Tätowierer, ein Grafiker, der für Bands wie Metallica arbeitet, ein weltbekannter Musiker, der seine Songs im Quartier im Keller der Off Bar schreibt. Multikulti, bis um 22 Uhr geöffnete Familienlädeli und ein Park, in dem Ende Juni zum dritten Mal das «Kulturen Fest» gefeiert wurde.

«Hipster-Paradies» nannte letzten Winter die «Schweiz am Wochenende» mein Quartier – ein Etikett mehr. Was habe ich nicht schon alles gelesen und gehört über das Horburg. Manche Medien bemühten sich nicht einmal, ein passendes Bild für ihren Artikel zu suchen und zeigten dann das gegenüberliegende Rheinufer. In den meisten Fällen erkannte ich das beschrie-

bene Quartier nur am Namen. Ein Artikel über die Rosentalanlage schliesst mit dem Satz: «Da kommt ein Dritter hinzu und sagt zum Reporter: «Hau ab!»»

«Pro Kind ist nicht mal ein Quadratmeter Spielfläche vorhanden», wurde 1977 geklagt.

Schon 1977 zeichnete das Schweizer Fernsehen ein düsteres Bild des Horburg-Quartiers. Schlechte Luft, viel Verkehr, dichte Besiedelung, immer noch mehr Ankömmlinge und neue Kulturen, während das Kleingewerbe verdrängt wird. Dennoch sagten die meisten Bewohnerinnen und Bewohner damals, sie könnten sich nicht vorstellen, woanders hinzuziehen. Der Beitrag zeigt, wie in einer Beiz ausgiebig bei Livemusik gefeiert wird, erwähnt aber auch: «Pro Kind ist nicht

einmal ein Quadratmeter Spielfläche vorhanden.»

Ich schaue mir das düstere Bild an, das der Off-Text zeichnen will, und werde dennoch das Gefühl nicht los: Die Bewohner mochten damals ihr Quartier – irgendwie. Ausser den Verkehr. Der schien schon 1977 alle zu stören. Ein Kind sagte damals: «Und me ka mängmol fascht kai Platte loose, wäg däm Läärme.» Seit 2007 die Nordtangente einen grossen Teil des Verkehrs unterirdisch durchs Quartier leitet, haben Lärm und Verkehr abgenommen. Ein Problem ist dennoch beides geblieben. Die Kreuzung Klybeckstrasse/Horburgstrasse wollen viele Eltern ihren Kindern nicht zumuten. Also begleiten sie ihre Kinder zur Schule oder zum Spielen auf die Dreirosenanlage. (Siehe Box unten)

Die Dreirosenanlage ist ein lebendiger Platz. Schülerinnen, Sportler, Junge, Alte, Aktive, Passive, Eltern, Kinder, Jugendliche, Anwohnerinnen, Kiffer, Menschen aus aller Welt treffen hier aufeinander. Sie

weiter auf Seite 10 ►



FOTO: ALEXANDER PREOBRAZHENSKI

«Es gibt keine Probleme hier»

Die meisten Eltern, die ich vor den Schulhäusern anspreche, wollen sich nicht über die Dreirosenanlage äussern. Nur wenige reden mit mir. Aber sehr kurz, und sie wollen nicht namentlich genannt werden. Eine Mutter sagt, die Medien hätten dieses Quartier schon immer schlechter gemacht, als es wirklich sei. «Da kommt einer von irgendwoher und schreibt, was er gerade sehen will.» Dass die Medien immer nur das Negative hervorheben würden, höre ich öfter. Eine Frau, die ihr Enkelkind von der Schule abholt, sagt: «Es gibt keine Probleme hier! Nur die Chemie. Die machen alles kaputt. Steht in der Zeitung. Überall Gift. Das ist das Problem hier!» Eine Mutter sagt: «Wenn ich hier mein Kind abhole, stehen diese Gestalten auf dem Spielplatz. Man weiss einfach nicht, was sie dort genau machen.» Die Klybeckstrasse macht den Eltern aber mehr Sorgen. «Diese Strasse ist gefährlich. Einige Eltern holen ihre Kinder wegen dieser Kreuzung von der Schule ab. Auch wenn es Ampeln und Fussgängerstreifen hat: Mir wäre nicht wohl, wenn mein neunjähriges Kind diese Monsterkreuzung alleine überqueren müsste», sagt ein Vater. Nicht selten werde ich mit den Worten «Do isch alles guedd» abgewimmelt. Zwei Mütter wollen nicht mit mir reden, aber sie lassen mich bei ihrem Gespräch zuhören. Ihre Konklusion: Jetzt ändere sich vielleicht etwas. Wenn mit dem Klybeck-Plus eine neue, zahlungskräftigere Bevölkerung hierher ziehe, würde die Stadt vielleicht endlich etwas gegen den Verkehr und die Platznot unternehmen.



«Jeder, der hier wohnt, soll hier mitgestalten»

Kerim Chebbah betreibt sein Velogeschäft seit 2001 an der Breisacherstrasse 131. Zehn Meter entfernt hat er mit seiner Freundin **Annette Huber** vor einem Monat den Spezialitätenladen «Nimm's leicht» eröffnet. Bald folgt ein Spielzeugverleih gegenüber der Dreirosenanlage.

Wer im Quartier wohnt, kennt Chebbah. Er steht oft vor seinem Laden, um Reparaturen anzunehmen oder Kunden zu beraten. Manchmal erledigt er dort auch kleine Reparaturen, die Kundinnen können dann gleich weiterfahren.

Er sei auch ein wenig Quartierpsychologe, sagt Chebbah: «Da kommen immer wieder Leute und reden mit mir. Die Linken und auch die Rechten. Wenn die Rechten bei mir ablästern, frage ich mich manchmal schon, ob sie sich überlegt haben, woher mein Name kommt.»

Chebbah und Huber sind nicht nur Arbeitgeber im Quartier, sie wollen auch hier leben. «Ich geschäfte hier und will das auch die nächsten 30 Jahre können», sagt Chebbah. «Mein Veloladen heisst Good Feeling und das ist auch mein Motto.

Für manche ist die Traumdestination Tausende Kilometer weit weg. Wir wollen es vor unserer Haustür gut haben. Jeder, der hier wohnt, soll hier mitgestalten. So wie wir zu Hause aufräumen, sollten wir das im Quartier tun. Die Dreirosenanlage steht direkt vor unserer Hütte. Das ist sozusagen die Verlängerung unseres Wohnzimmers.»

Am Anfang habe er den runden Tisch mit Anwohnern, Behörden und Nutzerinnen der Dreirosenanlage noch besucht. «Aber ich habe bald gemerkt: Was wir uns ausdenken und mühsam aushandeln, wird kaum umgesetzt. Wir können nichts entscheiden. Dann habe ich es bleiben lassen.»

Die Dreirosenanlage sei eine totale Fehlplanung. Der Sportplatz zum Beispiel gehöre nicht vor die Wohnblöcke. Das gebe Anlass zu Reibereien. «Aber das ist nicht das einzige Problem», sagt Chebbah. «Auf der Dreirosenanlage kommt halt alles zusammen. Der Platz war wieder vermehrt in den Medien.»

Einiges sei aufgebauscht worden, denn auf dem Schlechten rumzureiten sei halt immer einfacher. «Aber ich habe keine Bedenken, meine Kinder hier spielen zu lassen.» Ganz im Gegenteil: «Wir sind hier, gerade weil

das Quartier lebt, man nicht isoliert ist, man auf die Leute zugehen kann.» Multikulti – das gebe «mehr Salsa im Leben».

«Ich bin aber auch froh, dass es hier viel Polizeikontrollen gibt. Und wenn mal etwas aus dem Ruder läuft ... Ich meine: Polizisten sind auch nur Menschen», sagt Chebbah, «auch sie haben eine Tagesform.» Man solle schlechtes Verhalten Einzelner nicht verallgemeinern, das oberste Gebot sei aber schon die Deeskalation. «Die Polizei hat einen Scheissjob. Sie muss hier Erzieher spielen. Es sind immer wieder neue Leute hier. Manche kommen frisch aus anderen Kulturen. Die kennen die Regeln nicht. Und klar: Es gibt auch Idioten.» Im Moment «köchle» es auf der Dreirosenanlage, sagt Chebbah. Aber spätestens mit dem Herbst kehre dann wieder Ruhe ein.

«Es wäre jetzt besonders wichtig, dass der Kanton ein offizielles Parkfest organisiert.» Die Anwohnerinnen und Anwohner würden sich schon genug engagieren. «Es wird Zeit, dass wir wieder mal sehen, wer hier eigentlich zuständig ist. So ein Fest bringt die Leute zusammen. Kommunikation und Austausch, auch mit dem Kanton, sind wichtig.»

spielen, lachen, streiten und lärmern. Mich als Bewohner der Offenburgerstrasse, die nur ein paar Meter von der Dreirosenanlage entfernt liegt, kümmert das wenig. Noch am ehesten stört mich die Glocke der St.-Josephs-Kirche.

Als ich noch zur Arbeit pendelte, kannte ich niemanden im Quartier. Jetzt lebe ich richtig hier.

Seit rund sieben Jahren wohne ich mit meiner Freundin und meinen beiden Töchtern (5 und 19) im Quartier. Bis vor einem Jahr pendelte ich nach Zürich zur Arbeit. Meine kleine Tochter war in einem Tagi im Gundeli, die Grosse ging ins Sandgruben-Schulhaus. Ich machte weiterhin

meine Kommissionen am Claraplatz, wo ich wohnte, bevor ich hierher zog. Man kannte mich nicht im Quartier, ich kannte niemanden und ich lebte gut so.

Nur einer war mir ein Begriff: der Velomacher. Kerim Chebbah ist nicht zu überhören. Wenn er mit seiner lauten Stimme schon früh morgens alles grüsst, was zur Arbeit stiefelt, oder wenn er Velofahrer massregelt, die die Verkehrsregeln nicht einhalten. Chebbah ist ein engagierter Quartierbewohner. (Siehe Box Seite 9)

Seit einem Jahr pendle ich nicht mehr nach Zürich. Jetzt ist alles anders. Ich wohne nicht nur, sondern lebe auch hier. Meine kleinere Tochter geht in die Bläsi-Krippe und besucht einen Kindergarten im Quartier. Ich verbringe viel Zeit mit ihr auf dem Spielplatz, gehe im Quartier einkaufen, rede mit den Menschen und habe Zeit, um das Leben auf der Strasse zu beobachten.

So die Eskalation einer Polizeikontrolle unter der Dreirosenbrücke. Darüber habe ich einen Text für die TagesWoche geschrieben. Darauf werde ich im Quartier immer wieder angesprochen. Es sind meist positive Rückmeldungen. Ich staune, wie oft die Leute meinen, ich hätte über Racial Profiling geschrieben. Dabei habe ich, wie ich finde, dieses Thema lediglich gestreift. Und auch das nur, weil einer der Polizisten es zum Thema machte.

Ich habe diesen Text nicht einfach geschrieben und dann beiseitegelegt. Ich habe mich intensiv mit der Polizei unterhalten und mit Marc Moresi, dem Leiter der Freizeithalle Dreirosen. Ich kannte ihn vorher nicht. Moresi ist Abwart, Ordnungshüter, Psychologe, Freund, Feind, Vermittler – er ist der «Gib-mr-Läng-mr-Hool-mr» der Dreirosenanlage. Egal, ob man mit Anwohnern, Behörden oder der Polizei redet, sein Name fällt immer.



Moresi muss mit allen zusammenarbeiten – und ist auf alle angewiesen. Das wird im Gespräch mit ihm deutlich. Kaum greift er jemanden an, relativiert er im nächsten Satz die Vorwürfe. Mein Eindruck ist: An Moresi wird von allen Seiten Verantwortung abgegeben, aber Entscheidungen treffen kann er kaum. Diesen Eier-tanz beherrscht er aber verblüffend gut. (Siehe Box unten)

Die Nachbarn der Freizeithalle, das Jugendzentrum und die Dreirosenanlage standen 2013 im Mittelpunkt einer einwöchigen Serie von «Schweiz Aktuell». Jeden Abend sendete SRF unter dem Titel «Wir unter der Dreirosenbrücke» live aus Basel. Der Produzent dieser Serie, Georg Hässler, erinnert sich: «Das Quartier ist ein Modell der Schweiz von morgen. Vielsprachig und vielschichtig. Ein Ort, wo sich Menschen und Traditionen begegnen. Wo Toleranz ein Imperativ ist und

einst Fremdes Teil des Dreirosen-Heimatgefühls wird.» Wie schon 1977 waren auch 2013 Bevölkerungsdichte und Migration bereits Themen. Aber immerhin kamen die Journalistinnen und Journalisten ins Quartier und unterhielten sich mit den Menschen, die hier ansässig waren.

Die Dreirosenanlage ist auch im Quartier ein umstrittener Quadrant.

Die Anwohnerinnen sagen mir immer wieder, dieses Quartier käme nur dann in die Medien, wenn es Negatives zu berichten gebe. So wie beim Tötungsdelikt letzten Dezember, als der obdachlose Georges ermordet wurde. Dazu titelte die «Schweiz am Wochenende»: «In Basel ist ein Vorzeigeprojekt für Integration gescheitert.» Im

Artikel wird auch der Ausdruck «Klein-Istanbul» verwendet. Dieses Quartier wird höchstens von Auswärtigen so genannt. Und Georges' Tod hat wenig mit gescheiterter Integration zu tun. Laut Staatsanwaltschaft soll der mutmassliche Täter in psychiatrischer Behandlung gewesen sein und aus religiösen Motiven gehandelt haben. Er soll eine evangelikale Freikirche besucht haben. Alttestamentarische Texte sollen ihn zur Tat verleitet haben. Dieser Vorfall hätte sich überall in der Stadt ereignen können.

Auch wenn viele Anwohner ihr Quartier in den Medien falsch verstanden sehen – die Dreirosenanlage ist auch im Quartier ein umstrittener Quadrant. Bei den Anwohnern erkenne ich konkrete Probleme, aber auch diffuse Ängste. Die Dreirosenanlage ist umgeben von Vierteln, die als problematisch gelten, wie ein Blick

weiter auf Seite 12 ►

«Die Dreirosenanlage funktioniert gut. Es überwiegt das Positive»

Die Grosseltern von Marco Moresi sind aus dem Tessin hierher gezogen. Sie führten an der Feldbergstrasse einen Laden mit Tessiner und italienischen Spezialitäten. Moresi wohnt seit 20 Jahren im Quartier. Er durfte in der ersten Zivildienst-Generation im Vorgänger-Projekt der Dreirosenhalle Zivildienst leisten. Als dort noch während seines Einsatzes ein Job frei wurde, wurde er im Jahr 2000 eingestellt. Als dann 2006 die Dreirosenhalle eröffnete, übernahm Marc Moresi die Leitung.

«Wir sind ein tolles Team. Es ist ein bisschen wie meine Familie. Viele sind seit 2006 dabei. Wir haben auch 18 bis 25 Jahre junge Arbeitslose, die hier in einem niederschweligen Beschäftigungsprogramm sind. Sie bleiben weniger lang. Junge, die zum Teil in schwierigen Situationen waren, haben es geschafft. Sie haben eine Ausbildung abgeschlossen. Aber wie bei allem gibt es auch hier schwierige Situationen und Fälle, bei denen es uns nicht gelingt, die angestrebten Ziele zu erreichen. Aber wir bleiben optimistisch und zuversichtlich.

Auch über den ganzen Platz gesehen, überwiegt das Positive massiv. Das sehen auch die Nutzer so. Wenn das nicht so wäre, würden sich einzelne Gruppen verdrängen lassen. Die Medien springen halt oft auf negative Ereignisse auf. Klar: Die können auch nicht immer nur das Schöne bringen. Aber ich kann auf zwölf Jahre hier zurückblicken. Ich habe einen Gesamtblick. Und ich kann sagen: Die Dreirosenanlage funktioniert gut. Das erfahre ich auch aus Feedbacks. Der öffentliche Raum verändert sich dauernd.

Und die Dreirosenanlage ist ein sehr dynamischer Platz. Die Szenen verschieben sich jedes Jahr. Diejenigen, die vor dem Bau der Fitnessanlage auf der Treppe unten beim Rhein sasssen, sind jetzt weiter oben. Weil sich diese Szene verschoben hat, wird sie jetzt auch von denen auf dem Spielplatz wahrgenommen. Die Probleme entstehen durch Menschen. Solange Menschen hier ihre Freizeit verbringen, wird es auch Probleme geben. Wir können mit einfachen baulichen Änderungen die Gruppierungen auf dem Platz leiten. Wir montieren zum Beispiel Fitnessstangen oder wir verschieben Bänke. Und manchmal müssen wir mit den Leuten reden und klare Regeln vereinbaren. Aber jeden Frühling haben wir neue Konstellationen. Es entstehen neue Brandherde. Wir müssen am Ball bleiben.

Die Anlage ist schön anzuschauen. Alles hat irgendwie Hand und Fuss. In einigen wenigen Aspekten ist es aber unglücklich konzipiert. Der Basketball- und Fussballplatz liegt direkt vor den Wohnblöcken. Mit klaren Regeln und baulichen Massnahmen konnten wir aber die Lärmemissionen massiv reduzieren. Ein teures Gitter, das nicht laut «kläppert», wenn der Ball reinprallt, hat viel gebracht. Der Sportplatz ist eigentlich das einzige konstante «Problem» hier.

Wir arbeiten gut mit Nachbarn, Nutzerinnen und Community Policing zusammen. Wir haben runde Tische. Das funktioniert den Umständen entsprechend sehr gut. Aber die Lösungswege, die wir erarbeiten, bekommen wir bei den Behörden nicht immer durch. Sie beteiligen sich zwar, aber setzen unsere Lösungen teils nicht um. Ihnen fehlt bisweilen die Durchsetzungskraft, um unsere Anliegen weiter oben zu pushen. Und falls doch, versanden dort manche

Anliegen in einer Büroschublade. Das kann frustrierend sein und bei vielen an der Basis Unverständnis hervorrufen.

Manchmal gibt es auch unterschiedliche Haltungen und Sichtweisen. Finanzielle Aspekte spielen eine grosse Rolle. Kompromissbereitschaft und ernsthaftes Mitdenken sind daher sehr gefragt auf allen Ebenen. Die Fähigkeit, sich in Andersdenkende zu versetzen, ist in solchen Konstellationen die grosse Herausforderung. Es gehört eben mehr dazu, als einfach nur den Rasen zu mähen und die Pflanzen zu giessen. Aber auch diese tägliche Pflege und Arbeit verdient Respekt und trägt zum Wohlbefinden aller bei. Solche Leistungen werden zu wenig honoriert.

Zum Teil gilt das auch für unsere Leistungen. Wir haben vom Kanton explizite Aufträge. Andere ergeben sich aus der komplexen Situation hier auf dem Platz. Und ja: Es gibt schon eine Erwartungshaltung und sie wächst jährlich. Wir vermitteln, schalten uns da und dort ein, wir geben Wissen und Manpower her. Wir übernehmen viele Funktionen. Das wird aber zu wenig entgolten oder wertgeschätzt.

Ich erlebe dennoch ein wachsendes Bewusstsein diesbezüglich. Viele Menschen aus unterschiedlichen Bereichen, auch von Behördenstellen, werden aufmerksamer, was unsere Themen hier betrifft, und zeigen in Gesprächen vermehrt ehrliches Interesse und auch Anerkennung. Das ist für uns absolut erfreulich und ermutigend, und wir sehen das auch als Teil unserer Arbeit.

Alles in allem ist der Job persönlich manchmal ordentlich herausfordernd, aber ich würde ihn nicht machen, wenn ich das nicht ertragen könnte. Es ist eine Herzensangelegenheit.

auf die Statistik zeigt. In den Punkten Grünflächen, Bildung, Sesshaftigkeit, Wohnfläche pro Kopf, Sozialhilfebezüger und Einkommenssteuer schneiden Matthäus- und Klybeckquartier nach gängigen Wertvorstellungen nicht gut ab.

Eine Gruppe von Schwarzen kann diffuse Ängste auslösen. Diffus sind auch die Gründe für diese Ängste.

Der hohe Ausländeranteil scheint aber nicht als Problem wahrgenommen zu werden. Nicht nur am «Kulturen Fest» scheint

das Miteinander unproblematisch zu sein. Ich bin selten auf Leute gestossen, die den Kulturmix um die Dreirosenanlage schwierig finden. Aber die meisten sind sich einig: Genau das ist der Punkt, warum dieser Stadtteil bei den Auswärtigen einen schlechten Ruf genießt.

Eine Gruppe von Schwarzen kann bei manchen, auch bei Quartieransässigen, eine diffuse Angst auslösen. Diffus sind auch die Gründe für diese Angst. Klar gibt es Schwarze, die tatsächlich deuten. Deren Kundschaft ist jedoch in der Regel weisser Hautfarbe. Wenn ein Weisser mit einem Säckchen Gras erwischt wird, ist das eine Übertretung und wird mit einer Busse geahndet. Findet die Polizei in der Umgebung eines Schwarzen einen Krümel Gras, wird dies als Argument verwendet, es werde hier gedealt.

Die Polizeikontrollen beschränken sich fast ausschliesslich auf unsere schwarzen Mitbürger. Die Polizei bestreitet dies. Meine Wahrnehmung ist eine andere. Und auch im Quartier wird oft darüber gesprochen, dass Racial Profiling ein Fakt sei. Überall sieht man Sprayereien an den Hauswänden, die Racial Profiling anprangern. Das kommt nicht von ungefähr. Und eine starke Polizeipräsenz suggeriert, dass gröbere Probleme vorliegen.

Kürzlich wurde die ganze Dreirosenanlage mit Plakaten versehen, welche die Polizeiarbeit hinterfragten. Rund eine Woche vorher war ein Transparent mit der Aufschrift «No More Police Controls» an einem Gitter angebracht worden. Es wurde sehr schnell von der Polizei entfernt. Ich fragte den Polizisten, der dieses Trans-

weiter auf Seite 14 ►

«Es lebt hier»

Laurin Staub (links) und Daniel Rybitschka trainieren oft in der Dreirosenanlage.

Eignen sich diese Stangen für Euer Training?

Staub: Ja. Man kann hier Verschiedenes trainieren.

Rybitschka: Vielleicht könnte es noch ein paar einzelne Klimmzug-Stangen haben.

Staub: Auch der weiche Boden ist gut.

Was fehlt noch?

Rybitschka: Es ist ein bisschen illusorisch, aber cool wären Gewichte zum Heben. Aber wenn es das hier gäbe, würde es andere Leute anziehen. Es ist eigentlich ganz okay so.

Wie empfindet Ihr den Mix der Menschen auf der Dreirosenanlage?

Staub: Der ist recht toll, es sind verschiedene Leute hier.

Rybitschka: Ja. Diejenigen mit dem Novartis-Badge, Migranten und auch viele Kinder. Es lebt hier.

«Ein Weisser wird nur dann kontrolliert, wenn er mit Schwarzen zusammen ist»

Der Jugendliche will anonym bleiben. Wegen der Polizei, seinen Eltern und seiner kleinen Schwester. Er sei 15 Jahre alt, sagt er. Seine Eltern stammen aus Westafrika.

«Ich bin oft hier. Meine Freunde sind hier. Wir sind Brüder, weisst du. Wir machen keinen Stress. Wir wollen nur hier sein. Wo sollen wir sonst hin? Klar kiffen wir. Wer kifft schon nicht? Alle kiffen hier. Die Alten – siehst du da drüben? –, die trinken Bier. Kann man da vorne kaufen, ganz viel, ganz legal. Alkohol macht aggressiv. Besser wir kiffen, oder? Aber die Polizei und die Alten, die sehen das nicht so. Die Polizei kommt immer. Immer zu uns. Siehst du mich? Ich bin schwarz. Schwarz! Hast du schon mal gesehen, dass sie einen Weissen kontrollieren? Nur, wenn er mit Schwarzen zusammen ist. Was sind wir denn? Scheisse? Wer sagt der Polizei, dass sie uns kontrollieren sollen? Dieser Park ist doch nicht nur für Weisse. Wenn Chicas vorbeigehen, lassen wir sie in Ruhe. Aber sie kommen manchmal zu uns. Das ärgert die Alten. Sie sind eifersüchtig. Schau: mit dickem Bierbauch. Aber er trinkt weiter Bier. Wir kiffen und machen Sport. Irgendwann bin ich auch alt. Ich habe dann Kinder, muss arbeiten. Ich bin nicht von hier. Will keine Sozialhilfe. Aber wer gibt mir dann Arbeit? Kraft reicht hier nicht. Ich muss gut in der Schule sein. Aber Schule ist langweilig. Ich will arbeiten und zeigen, was ich drauf habe. Wenn ich Geld habe, muss ich auch nicht hier sein. Ich habe dann eine Wohnung und kann dort mit meinen Brüdern sein. Da kommt die Polizei nicht hin. Wir regeln unsere Probleme selbst. Wir stören nicht. Wir wollen nicht stören. Wir wollen nur unsere Ruhe.»



FOTO: ALAIN GHELLER



FOTO: ALAIN GEILLER

«Der Platz verändert sich jedes Jahr»

Lukas Faulstich (links) und Michel Hostettler vom Community Policing Kleinbasel waren am «Kulturen Fest» mit einem Informationsstand auf der Dreirosenanlage präsent. Kein pompöser Firlefanz. Eine Bank, ein Tisch, eine Schaufensterpuppe in Uniform. Und für ein paar Stunden war ein Kollege mit einem Polizeimotorrad da, auf das sich Besucherinnen und Besucher setzen konnten. «Wir hatten interessante Begegnungen», lautet das Fazit der Polizisten. «Klar: Wir haben hier vielleicht weniger Menschen erreicht als zum Beispiel an einer Muba. Aber es ist auch effektiver als an einer Grossveranstaltung mit einer grossen Menge von Personen, wo ich nach zwei Minuten manchmal ein Gespräch abbrechen muss und sage: «Do isch übrigens no d'Broschüre.»», sagt Faulstich. Die Präsenz am «Kulturen Fest» sei aber nachhaltiger als eine grosse Imagekampagne. Sie würden es begrüssen, wenn im nächsten Jahr weitere Kollegen und Kolleginnen hier mitmachen könnten. Das fördere das Verständnis auf beiden Seiten. «Es sind kleine Erfolge, aber sie sind nachhaltig.» «Der Platz verändert sich jedes Jahr», sagt Faulstich. «Wir müssen diesen

raschen Veränderungen Rechnung tragen und am Ball bleiben.» In den letzten Jahren habe sich die Zusammensetzung der Bevölkerung stark verändert – wie auch diejenige der Polizei.

«Das klassische Arbeiterquartier hat sich zu einem städtischen Einwanderungsgebiet entwickelt», führt Faulstich aus. «Die Leute wohnen hier vielleicht nur drei bis fünf Jahre und ziehen dann um.» Zudem stünden im Quartier flächenmässig grosse Umgestaltungen an. Dadurch entstehe eine grosse Dynamik, aber auch Verunsicherung. «Auf der Dreirosenanlage trifft eine wild durchmischte Truppe mit unterschiedlichen Vorstellungen aufeinander. Da können dann auch einmal «liberalere» Vorstellungen auf einen «wertkonservativeren» Polizisten treffen.»

Der Polizist müsse jedoch das Gesetz vertreten. «Und dieses macht nicht die Polizei selbst, sondern die hier ansässige Bevölkerung», sagt Faulstich. «Da kann viel Reibungsfläche entstehen.» Trotzdem – die Grundregeln seien in den meisten Ländern die gleichen: «Nicht stehlen, nicht töten und der Nachbar hat auch Rechte. Das sind schon gute Voraussetzungen. Leider reichen sie nicht und so entstehen laufend neue Gesetze und Verordnungen.» Nicht nur neu zugezogene Personen überforde-

re das oft, auch hier Aufgewachsene verlören manchmal den Überblick oder seien verunsichert.

«Ob ich hundertprozentig verhindern kann, dass morgen einer meiner Kollegen bei einer aus dem Ruder laufenden Kontrolle plötzlich «Schwarzwurze» zu einer Person sagt? Nein, das könnte einmal passieren.» Doch seitens Polizei werde in diesem Bereich viel Wert auf die Ausbildung gelegt, um das zu verhindern, sagt Faulstich. Und auch die Unterstützung der Kollegen und der offene Kontakt zu allen Bevölkerungsgruppen würden helfen, solche Situationen zu vermeiden.

«Wenn wir hier heute auf der Dreirosenanlage stehen, dann schärft das unser Bild und fördert das gegenseitige Verständnis. Zum Beispiel kam vorher jemand vorbei und sagte, er werde hier immer kontrolliert, weil er schwarz sei», erzählt Faulstich weiter. «Hier kann ich ihm konkret und in Ruhe erklären, warum er kontrolliert wurde. Zudem habe ich ihm auch seine Rechte in einer solchen Situation erklärt – und seine Pflichten.»

Es sei für beide Seiten gut, wenn die Polizei in einer entspannten Stimmung ihre Arbeit erklären könne. «Also was wir tun, warum wir das tun und wie es bei einer nächsten Kontrolle einfacher für beide ablaufen kann.»

parent nun in seinem Büro aufbewahrt, ob dies nicht eine Aufforderung sei, Bot-schaften direkt an eine Mauer zu sprayen. Er gestand ein, diesen Gedankengang nicht gemacht zu haben, aber: «Das Transparent wurde ohne Erlaubnis dort angebracht. Und wenn keiner mehr dealt, keiner prügelt und sich alle an die Regeln halten, gibt es hier auch keine Kontrollen mehr.» Zu Sprayereien und gekleisterten Plakaten sagt der Polizist: «Das ist Sach-schädigung und strafbar.»

Er mache die Kontrolle vor den Kindern, damit die sähen, wer Probleme mache, sagte der Polizist.

Punkto Racial Profiling stellt sich der Polizist auf den Standpunkt, dass die Polizei nicht wahllos alle Leute kontrollieren könne. Die Erfahrung zeige nun mal, dass mehrheitlich junge Schwarzafrikaner dealen würden. Dass die Polizei mit einseitigen Kontrollen ihre eigene Statistik beeinflusse, bestreitet er. Das bestreiten eigentlich alle Polizistinnen und Polizisten, die ich auf diese Problematik angesprochen habe.

Doch bei den meisten Vorfällen, die ich beobachtet habe, gab es ausser der Haut-

farbe keinen nachvollziehbaren Grund für eine Personenkontrolle. Dies wäre ein Verstoß gegen das völker- und verfassungsrechtliche Diskriminierungsverbot. Bei der erwähnten Polizeikontrolle unter der Dreirosenbrücke sagte ein Polizist, er mache diese Kontrolle vor den Kindern, damit diese sähen, wer hier die Probleme mache. Kontrolliert wurde ein Dunkelhäutiger. Kann es sein, dass die Polizei mit der systematischen Kontrolle von Menschen schwarzer Hautfarbe dazu beiträgt, dass die Anwohner diffuse Ängste auf-statt abbauen?

Früher gab es in der ganzen Stadt verteilt viele Polizeiposten. Die Polizistinnen und Polizisten kannten ihr Quartier und die Menschen, die dort wohnten. Heute ist die Polizei zentralisiert. Der Polizist, der auf einen Notruf reagiert, ist nicht im Quartier verankert. Darum hat man das Community Policing eingeführt. Um der Polizei wieder ein Gesicht im Quartier zu geben. Einen Quartierpolizisten.

Die Kleinbasler Community-Polizisten Lukas Faulstich und Michel Hostettler haben das «Kulturen Fest» auf der Dreirosenanlage gewählt, um den Leuten ihre Arbeit zu erklären. Ein paar Wochen vorher waren sie aus demselben Grund an einer Veranstaltung im «Union» präsent, die wie das «Kulturen Fest» vom Verein «Migranten helfen Migranten» organisiert wurde.

Ein Community-Polizist ist eine Art Brückenbauer. Er geht aktiv auf Bewohnerinnen und Bewohner zu und versucht zu spüren, wo der Schuh drückt. Er leitet Leute mit Fragen oder Problemen an die zuständige Behörde weiter. Wenn in einer Parkanlage ein Abfallproblem vorliegt, sucht er nach einer Lösung. Manchmal ist die ganz einfach: mehr Abfalleimer.

Der Community-Polizist schaut mit einem bestimmten Fokus auf die Dreirosenanlage. Marc Moresi bekommt viel mehr mit als die meisten Anwohnerinnen und Anwohner. Chebbah erlebt das Quartier als Vater, Geschäftsmann und Migrant. Und das Stadtteilsekretariat sieht es nochmals anders.

Wenn ein Abfallproblem vorliegt, ist die Lösung manchmal ganz einfach: mehr Abfalleimer.

So ist es auch im Gellert, auf dem Bruderholz oder in der Altstadt. Vielleicht bin ich naiv, zu tolerant oder ignorant. Aber ich erlebe mein Viertel als frisches, durch-mischtes, freundliches, lebensfrohes und unproblematisches Quartier. Asis, Idioten, Chaoten und Probleme gibt es überall. Auch hier. x



FOTO: ALAIN GEFÄLLER

«Es ist wunderschön hier»

Es ist Montag, 8.30 Uhr. Auf der Dreirosenanlage sitzt ein junger Nordafrikaner auf einer Bank, neben sich einen Rollkoffer. Er spricht gut Französisch. Er will nicht verraten, wie er heisst. Aber sein Alter schon: 17. Und: «Ich bin Araber.» Er sei heute Nacht auf der Dreirosen angekommen. Er wisse nicht genau, wohin er unterwegs sei. Er werde abgeholt. Irgendwann. Er erfahre das noch. Per SMS. «Es ist nicht langweilig, zu warten. Denn es ist wunderschön hier. Es riecht toll. Und bestimmt kommen bald Kinder auf den Spielplatz, oder?» Wie er hierher kam, sagt er nicht. «Ich weiss es nicht», winkt er ab. Er weiss aber: «Ich bin in Basel City! Mohamed Salah hat hier gespielt. Ich spiele auch Fussball.» Es herrschen knapp zwanzig Grad. Über seiner Kapuzenjacke trägt er eine gefütterte Winterjacke. Er schweigt und starrt über die Dreirosenanlage. Manchmal lächelt er vor sich hin.

Das Bild links wurde eine Woche vor diesem Gespräch aufgenommen. Es zeigt einen anderen Jugendlichen aus Nordafrika. Gleiche Bank, gleiche Uhrzeit, ähnliche Jacke, ähnlicher Koffer und vermutlich ähnliche Geschichte.



Berührungsängste? Die lassen
die Besucher der Dreirosenanlage
in der Regel zu Hause.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Nach der Hysterie um Steinermethoden an der Volksschule liegt der Bericht des Amts für Volksschulen vor. Demnach hat der Schulrat seine Pflichten ungenügend wahrgenommen.

Schuld an schwachen Leistungen war nicht die Eurythmie

von Matthias Oppliger

Erstmals seit vielen Wochen erlebt die Primarschule Zwingen wieder ruhige Tage. Dank der Sommerferien. Anfang Mai ist ein Konflikt an die Öffentlichkeit gekommen, der intern schon länger schwelte. Ein Konflikt, der nur Verlierer hinterlässt und der sich mit etwas Gelassenheit wohl hätte verhindern lassen.

Schüler nutzten den freien 1. Mai, um den Schulhof mit Plakaten vollzukleben, die es in sich hatten: «Unsere Klassenlehrerinnen haben gekündigt, weil sie von unserem Schulleiter gemobbt und beleidigt worden sind. Wir finden das sehr ungerecht und wollen, dass das sich ändert!» Wenig später titelte die «Basler Zeitung»: «Eklat an der Primarschule Zwingen», die «bz Basel» schrieb: «Lernstoff vernachlässigt: Steiner-Methode an Zwingener Primarschule». Was war geschehen?

Falsch bewertete Testergebnisse

Jeweils im Herbst schreiben die Fünftklässler im Laufental einen regionalen Vergleichstest in Deutsch und Mathe. Es handelt sich dabei nicht um einen der offiziellen Checks. Die Ergebnisse bestimmen dennoch mit, in welchen Zug der Sekundarschule ein Kind übertreten darf.

Eine Klasse an der Primarschule in Zwingen fällt bei diesem Vergleichstest im vergangenen Oktober durch besonders tiefe Noten auf. Die verantwortliche Lehrerin Marianne Lander fällt aus allen Wolken. Sie hat diese Klasse erst wenige Monate zuvor übernommen. Das ist so

üblich, in Zwingen bekommen die Klassen alle zwei Jahre eine neue Lehrperson.

Offenbar wiesen diese Fünftklässler im Vergleich zu Gleichaltrigen im Laufental einen Wissensrückstand auf. Lander informiert den Schulleiter Erich Rubitschung über die besorgniserregenden Testresultate. Nichts geschieht.

Die These, dass die Lehrerinnen schuld sind, wird mit einer solchen Vehemenz wiederholt, dass sie zur Gewissheit wird.

Es ist dieser Moment, in dem der Konflikt zu keimen beginnt. Ab hier geht so vieles schief, dass aus einem sicher ärgerlichen, aber definitiv lösbaren innerschulischen Problem eine medial hochgepeitschte Affäre wird, die grossen Schaden bei Schülerinnen und Schülern, Eltern und Lehrpersonen hinterlässt.

Epochen und Eurythmie

Lander findet heraus, dass ihre Vorgängerinnen die Klasse teilweise nach steinerpädagogischen Ansätzen unterrichtet haben. So wurde der Unterricht etwa in sogenannten Epochen gestaltet. Dabei konzentriert sich eine Klasse für eine bestimmte Zeit auf ein Thema, zum Beispiel Mathematik, um danach das

nächste Fach zu vertiefen. Die Fächer werden also in Blöcken unterrichtet und nicht parallel.

Im Wintersemester gab es zudem eine Wochenlektion Eurythmie (eine anthroposophische «Bewegungskunst»), im Sommer eine Stunde Gartenbau. Jeweils zum Unterrichtsbeginn mussten die Kinder ausserdem einen Morgenspruch aufsagen, einen von Rudolf Steiner verfassten Text.

Als Lander mit dem zusammengetragenen Register der pädagogischen Sünden beim Schulleiter Erich Rubitschung vorstellig wird, findet sie wieder kein Gehör. Er verteidigt die Methoden gar an einem ausserordentlichen Elternabend vor den aufgebrachten Eltern. Sie befürchten nach dem Vergleichstest nämlich, dass ihre Kinder schlecht vorbereitet in die 6. Klasse wechseln, wo der Entscheid darüber fällt, in welchen Leistungszug der Sekundarschule die Schüler wechseln. Rubitschung beteuert, dass bis Ende Jahr sämtliche Wissenslücken geschlossen würden.

Derart abgekanzelt, kündigt Lander ihre Stelle und wendet sich an den Lehrerverein Baselland (LVB). Der reicht beim kantonalen Amt für Volksschulen (AVS) eine Aufsichtsbeschwerde ein und ist auch sogleich mit einem pointierten Statement zur Hand. Eine Rechtsberaterin des LVB lässt sich in der «Basler Zeitung» mit der Aussage zitieren, die Rudolf-Steiner-Pädagogik sei «nicht mit der religiösen Neutralität der öffentlichen Schulen vereinbar».

Lander ihrerseits bemüht gegenüber «20 Minuten» ein populäres Steinerschul-Klischee: «An einer staatlichen Schule die



Der Pausenplatz ist in den Sommerferien verwaist, die Gemüter haben Zeit, sich zu beruhigen.

FOTO: A. PREOBJRAJENSKI

Buchstaben des eigenen Namens zu tanzen und das Morgengebet zu sprechen, ist nicht mehr religionsneutral.» Die Präzisierung, dass es sich bei der Anthroposophie nicht um eine Religion handelt, sucht man in den Medienberichten vergeblich.

Damit ist der Ton vorgegeben für die weitere Diskussion, für das, was jetzt geschehen wird. Der Schluss lautet: Die Lehrerinnen und ihre Steiner-Methoden sind schuld an den Lernrückständen in dieser Klasse. Diese These wird so oft und mit einer solchen Vehemenz wiederholt, dass sie zur Gewissheit wird.

Eine «schwierige Klasse»

Doch es gibt Indizien, die gegen diese Lesart sprechen. Nur fliessen sie nicht in die Medienberichterstattung ein. Zudem wird suggeriert, dass sich die Eltern mehr oder weniger geschlossen gegen die steinerpädagogischen Unterrichtsmethoden wehrten.

Dabei gibt es durchaus auch Eltern, die diese Methodenvielfalt zu schätzen wissen. Ein Vater sagt: «Mein Sohn hat Freude am Lernen entwickelt. Seit den Gartenbau-Stunden interessiert er sich plötzlich brennend für Pflanzen und Biologie. Er ist regelrecht aufgeblüht.» Erst Anfang Juli findet auch diese Sichtweise Eingang in

die Medien, als nämlich einige Eltern von Zwingener Primarschülern einen Leserbrief verfassten, in dem sie sich explizit für die anthroposophischen Methoden aussprechen.

Weitere relativierende Informationen kommen ans Licht. So sei etwa die fünfte Klasse, die beim regionalen Vergleichstest so schlecht abgeschnitten habe, als «schwierige Klasse» bekannt gewesen, wie mehrere involvierte Eltern gegenüber der TagesWoche erzählen. Ein Vater sagt: «Die Klasse war personell sehr wacklig aufgestellt.» Häufige Lehrerwechsel sowie eine Aufteilung und spätere Wiedervereinigung der Schüler hätten grosse Unruhe ins Klassengefüge gebracht.

Eine Mutter weist zudem darauf hin, dass es in dieser Klasse gleich mehrere Schüler habe, die sogenannt lernzielbefreit unterrichtet würden. Das heisst, diese Schüler können aufgrund ihrer individuellen Voraussetzungen nicht an denselben Leistungszielen gemessen werden wie der Rest der Klasse.

Lehrplan wurde nicht eingehalten

Die fünfte Klasse hat also eine besondere Zusammensetzung, die aber bei der Beurteilung der Ergebnisse aus der Vergleichsprüfung nicht berücksichtigt

wurde. Dies stellt das Amt für Volksschulen in einem Bericht fest, den es aufgrund der Aufsichtsbeschwerde des Lehrervereins erstellen liess. Dieser Bericht liegt der TagesWoche vor.

Man sei zum Schluss gekommen, dass nicht gemäss Lehrplan unterrichtet wurde, sagt der Chef des kantonalen Volksschulamts.

In erster Linie habe das AVS untersucht, ob der Unterricht an der Primarschule Zwingen dem offiziellen Lehrplan und der Stundentafel entspreche, erklärt Amtsleiter Beat Lüthy. «Der Bericht stellt kein Urteil dar über die Qualität des Unterrichts und ist ebenso wenig ein Angriff auf die Steinerpädagogik.» Doch sei man zum Schluss gekommen, dass in Zwingen nicht gemäss Lehrplan und Stundentafel unterrichtet wurde.

So sei es nicht zulässig, Eurhythmie als fest verankerten Teil des Stundenplans zu

unterrichten, da diese nicht zum Lehrplan gehöre. Die Methode des Epochenunterrichts sei zwar als eine unter vielen zulässig, nicht jedoch in der Ausprägung, wie es in Zwingen der Fall gewesen sei. Eine Lehrerin habe dort ausschliesslich in Epochen unterrichtet. Und auch am Morgenspruch stört sich das AVS: Dieses «Morgenspruch mit täglich wiederholtem und immer in der gleichen Körperhaltung vorgetragenem Morgenspruch kann als religiös oder sektiererisch empfunden werden», sagt Lüthy.

Nach dem Befund des Amts für Volksschulen stellt sich die Frage, ob es überhaupt Grund gab, sich aufzuregen.

So viel zur Bewertung der Steinerpädagogik. Sie wird vom AVS nicht prinzipiell verdammt und verbannt, wie das in vielen Medien kolportiert wurde, sondern darf im Rahmen der Methodenfreiheit punktuell durchaus in den Unterricht einfließen.

In dem siebenseitigen und von Regierungsrätin Monika Gschwind unter-

schriebenen Report findet sich jedoch auch folgende Passage: «Die BKSD (Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion) stellt fest, dass die Kinder mit individuellen Lernzielen sowie die spezielle Klassenzusammensetzung bei der Auswertung der Vergleichstests nicht berücksichtigt wurden. Wichtig erscheint, dass bei den Vergleichstests im Laufental zukünftig die verschiedenen Lernvoraussetzungen berücksichtigt werden.»

Diese eher beiläufige Bemerkung zielt direkt auf das Kernargument der Kritiker, die in der Steinerpädagogik den Grund für das schlechte Abschneiden der fünften Klasse sehen. Natürlich schneidet eine Klasse im Schnitt schlechter ab, wenn die Noten der lernzielbefreiten Schüler mit in die Gesamtbeurteilung einfließen. Die Aufregung um die Testresultate stand am Anfang dieser Affäre – nun stellt sich nach diesem Befund des AVS die Frage, ob es überhaupt Grund gab, sich aufzuregen.

Krisenkonzept ist nicht krisensicher

Eine weitere Erkenntnis aus dem Bericht gibt Aufschluss darüber, warum sich eine solche Ungereimtheit zum mittleren Skandal entwickeln konnte. Das AVS untersuchte angesichts der zunehmend verhärteten Fronten zwischen Eltern, verschiedenen Lehrern, Schulleitung und

Schulrat nämlich auch, inwiefern an der Primarschule Zwingen ein Krisenkonzept besteht. Ob die Führungsverantwortlichen an dieser Schule also wissen, wie Konflikte gelöst werden können, bevor sie sich zur Krise auswachsen.

Der Schulleiter musste gehen, obwohl das Amt den Fehler ganz klar beim Schulrat sieht.

Die Aufsichtsbehörde kommt zum Schluss, dass die Schulleitung und der Schulrat in diesem Punkt versagt haben. Ein Konzept zur Lösung von Konflikten habe nur in Ansätzen bestanden, namentlich dafür, wie mit Konflikten mit Eltern umgegangen werden soll. Wenig Gedanken gemacht habe man sich darüber, wie teaminterne Krisen überstanden werden können.

«Dergestalt konnte das Konfliktkonzept nicht als Leitplanke dienen», schreibt das AVS. Und weiter: «Eine wechselhafte Klassensituation sowie einseitige Unterrichtsformen haben die Situation verschärft. Das mangelhafte Konfliktmanagement von Schulleitung und Schulrat haben schliesslich zur Eskalation geführt.»

Das Versagen sieht das AVS denn auch hauptsächlich beim Schulrat, dem Gremium, das in letzter Instanz für die Einhaltung von Lehrplan und Stundentafel verantwortlich ist: «Aus den Erwägungen geht hervor, dass der Schulrat der Primarschule Zwingen seine Führungs- und Aufsichtspflichten gegenüber der Schulleitung sowie den Lehrpersonen in ungenügender Weise wahrgenommen hat.»

Zwei Aufsichtsbeschwerden hängig

Der vom AVS scharf kritisierte Schulrat liess mit einer Reaktion nicht lange auf sich warten. Mitte Juni entliess er den Schulleiter Erich Rubitschung per sofort. Warum der Schulleiter gehen musste, wenn doch das AVS den Fehler ganz klar beim Schulrat sieht, wollte im Gremium auf Anfrage niemand erklären. Der verantwortliche Schulrat, Harald Schmidlin, schlug die Möglichkeit zur Stellungnahme mit Hinweis auf das laufende Verfahren aus.

Denn neben derjenigen des Lehrervereins ist noch eine weitere Aufsichtsbeschwerde beim AVS hängig, diesmal an die Adresse des Schulrates. Eltern haben in einem Brief an den Regierungsrat ihr Misstrauen gegenüber diesem Gremium geäussert. Das AVS sah sich darauf erneut gezwungen zu handeln. Ausserdem gab die Gemeinde Zwingen bei der Fachhochschule Nordwestschweiz eine externe Evaluation ihrer Primarschule in Auftrag.

Auch wenn der Schulhof in Zwingen ruhig daliegt, sich Kinder, Eltern und Lehrer in den Ferien am Erholen sind – ausgestanden ist der Konflikt noch nicht. ×

Die Eltern haben das Vertrauen in den Schulrat verloren.

FOTO: A. PREOBRAJENSKI





«Niemand steht über den Menschenrechten.» Anni Lanz.

FOTO: NILS FISCH

Asylwesen

Sie wollte einen Kranken in die Schweiz bringen und wurde erwischt. Doch die Strafe will Anni Lanz nicht akzeptieren.

Flüchtlingshelferin kämpft gegen Ausschaffungspraxis

von Renato Beck

Bitte zünden Sie sich eine an», flüstert Anni Lanz. Sie hat das Rauchen aufgegeben, aber das Rauchen sie nicht. Lanz, Mitte 70, ikonische Basler Kämpferin für Flüchtlingsrechte, sitzt in einem Café im Gündeli auf der Aussenterrasse, streckt den Kopf in den Rauch und schnuppert mit.

Eigentlich hat sie genau das schon immer getan: sich dahin gestellt, wo es brennt. Anni Lanz kämpft unermüdlich für die Rechte von Flüchtlingen, sie besucht sie in Gefängnissen, organisiert unbürokratische Hilfe. 2004 hat sie für ihr Engagement die Ehrendoktorwürde der Universität Basel erhalten. Sie steht seit über 30 Jahren bei den Brandherden der Schweizer Asylpolitik.

Und manchmal auch mittendrin: Anni Lanz ist im Kanton Wallis angeklagt, weil sie einem Flüchtling über die Grenze helfen wollte. Die Staatsanwaltschaft hat eine Busse ausgesprochen, doch Lanz hat sie nicht akzeptiert. Jetzt muss das Gericht ihren Fall verhandeln. Und ihren Anspruch, notleidenden Menschen zu helfen – auch mal ausserhalb des nationalen Rechts.

Ausschaffung trotz Arztzeugnissen

Die juristische Eskalation beginnt mit einem Gefängnisbesuch im Februar dieses Jahres. Lanz trifft im Basler Ausschaffungsgefängnis Bässlergut den Afghanen Tom, der nicht wirklich so heisst. Sie schildert ihn in einem Gastbeitrag für die WOZ und den «Infosperber» als «schwer traumatisiert und psychisch krank». Tom soll mehrere Selbstmordversuche hinter sich

haben, gleichwohl wollen ihn die Schweizer Migrationsbehörden nach Italien ausschaffen. Dort wurden seine Fingerabdrücke registriert, ein Asylgesuch hat er in Italien nicht gestellt.

Das Bundesgericht bestätigt die Ausschaffung, obwohl mehrere Arztzeugnisse dringend davon abraten und eine Aufnahme des jungen Afghanen empfehlen. Er solle bei seiner Schwester bleiben können, die in der Schweiz lebt.

Sechs Tage nach Lanz' Besuch wird Tom nach Mailand ausgeflogen. Das Aufnahmezentrum dort akzeptiert ihn allerdings nicht, da er kein Asylgesuch gestellt hat. Tom versucht, mit dem Zug zurück in die Schweiz zu gelangen. Grenzwachter entdecken ihn, bringen ihn nach Domodossola zurück. Dort verharrt er tagelang im Bahnhof, in Eiseskälte und ohne jegliche Betreuung.

Erfrierungen am ganzen Körper

Als Anni Lanz davon erfährt, fährt sie sofort nach Italien und macht sich auf die Suche nach Tom. Sie findet ihn in einem Versteck am Bahnhof, den Körper übersät mit Erfrierungserscheinungen. Lanz nimmt Tom mit, will ihn mit dem Auto in die Schweiz bringen. In Gondo stoppt die Grenzpolizei ihren Wagen. Sie erhält ein Strafverfahren aufgedrückt, Tom wird nach Domodossola zurückgebracht.

Später erhält Lanz Bilder zugeschickt von Tom. Er wurde nach schwerer Selbstverstümmelung in eine psychiatrische Klinik in Italien eingeliefert, wo er medikamentös behandelt wird. Auf ein Asylverfahren wartet Tom nach wie vor, und die Klinik will ihn entlassen, weil sie notorisch überbelegt ist.

Dagegen, sagt Lanz, mute ihre Strafe lächerlich an. Trotzdem akzeptiert sie den Strafbefehl gegen sie nicht. 300 Franken Busse hätte sie bezahlen müssen für die Förderung eines illegalen Grenzübertritts, dazu 400 Franken Gebühren. Dagegen hat Lanz Beschwerde eingelegt.

Auch eine Aufsichtsbeschwerde hat Anni Lanz eingereicht. Beim Basler Sicherheitsdirektor Isaac Reber, weil der Afghane dem Kanton Basel-Landschaft zugeteilt war. Dort sei man der Auffassung, Tom hätte nie ausgeschafft werden dürfen, erzählt Lanz. Nach der Beschwerde wurde sie zum Gespräch mit Rebers Generalsekretär Stephan Mathis eingeladen. Dieser habe sich erschüttert gezeigt über die Situation von Tom, sagt Lanz. Gleichwohl hätte der Kanton kaum intervenieren können, weil Asylentscheide in die Kompetenz des Bundes fallen.

Anni Lanz kann die Sache nicht ruhen lassen. Im Wallis will sie vor Gericht das Schweizer Asylsystem anprangern. «Ich will die unmenschliche Dublin-Praxis kritisieren», sagt sie. Dabei wird sie als Argument anführen, was für sie immer oberste Handlungsmaxime war. Nicht der Schweizer Rechtsrahmen oder behördliche Anordnungen – sondern die Menschenrechte. «Niemand steht darüber», sagt sie. ×

Gateway Nord

Der Bund zahlt mit

von TaWo

Es ist ein Grossprojekt für die Zukunft des Güterverkehrs. Auf dem Gelände des ehemaligen Rangierbahnhofs Basel Badischer Bahnhof will Gateway Basel Nord (GBN) ein grosses Containerterminal errichten. Zwar ist das Verfahren für die Baubewilligung aufgrund verschiedener Einsprachen noch nicht abgeschlossen. Weil das Bundesamt für Verkehr (BAV) die Anlage als «Einrichtung von nationaler verkehrspolitischer Bedeutung» einstuft, hat es bereits jetzt beschlossen, sich daran zu beteiligen. Es übernimmt fast zwei Drittel der Kosten für die erste Baustufe, nämlich 83 Millionen von total 130 Millionen Franken.

In einem ersten Schritt soll ein Container-Umschlagplatz zwischen Strasse und Schiene für 240 000 TEU (Normcontainer von rund 6 Metern Länge) entstehen. Das BAV knüpft seine Beteiligung gemäss Medienmitteilung an verschiedene Bedingungen. So soll die Hälfte der verladenen Güter auf der Schiene transportiert werden. Ausserdem soll die gesamte Logistikbranche die Anlage nutzen können, und zwar zu den gleichen Bedingungen wie die an GBN beteiligten Unternehmen Hupac, Contargo und SBB Cargo. ×

Gastronomie

Atlantis in neuen Händen

von TaWo

Wenn das Atlantis im September nach verlängerter Sommerpause wieder öffnet, wird das Unternehmen Parterre Basel der Pächter sein. Im Mai hatte das Atlantis den Angestellten gekündigt und das Lokal zur Pacht ausgeschrieben. Das Parterre habe den Zuschlag «als erfahrener und verlässlicher Partner für Gastronomie und Kultur auf dem Platz Basel» erhalten, schreibt David Andreotti von der Atlantis-Eigentümerschaft. Von 29 «ernsthaften Bewerbungen» seien elf genauer geprüft worden. Das Parterre habe mit seinem Konzept am meisten überzeugt: Live-Musik und zeitgemässe Gastronomie. Beides betreibt das Unternehmen schon heute, etwa in seinen Lokalen auf dem Kasernenareal.

Wie das Parterre in seiner Medienmitteilung bekannt gab, wird das historische Logo des Atlantis nicht verändert. Und «rocken» soll es, wie einst in den Sechziger-, Siebziger- und Achtzigerjahren, als im «-tis» noch Abend für Abend «die Wände wackelten». «Back to the roots» lautet deshalb das Motto, unter dem das Parterre den Erfolg jener goldenen Ära zurückbringen und die Kultur wieder deutlich in den Fokus rücken will. ×

Schweizer der Woche



Ivan Rakitic

von Tino Bruni

Die Schweiz kann noch Weltmeister werden. Naja, wenigstens einer aus der Schweiz kann es noch schaffen. Ivan Rakitic, Mann aus Möhlin, Doppelbürger. Er lässt sein kleines Land gross träumen – Kroatien hat gerade mal vier Millionen Einwohner. Und in der Schweiz fiebern bestimmt auch einige mit. In Basel, wo er seine aussergewöhnliche Karriere lanciert hatte, sowieso.

Sein Team ist einen denkbar weiten Weg gegangen. Dreimal Verlängerung, zweimal Penaltyschiessen, erstmals überhaupt in einem WM-Final. Rakitic verwandelte seine Penaltys jeweils als letzter und das souverän. Wer weiss, vielleicht setzt er auch im letzten Spiel den Schlusspunkt. ×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 44-Jährige wohnt in Bern.

Defizit im Kunstmuseum

Ackermann wüsste Neues

von Yen Duong

Mit dem Neubau kamen die Probleme. Trickserien, angebliche Missverständnisse und gravierende Fehler im Präsidialdepartement hatten ein gewaltiges Loch ins Budget des Kunstmuseums gerissen. Die Regierung reagierte mit einer Finanzspritze von nicht ganz einer Million Franken für 2018 und Regierungspräsidentin Elisabeth Ackermann versprach, den Museumsbetrieb auf Herz und Nieren zu prüfen.

Nach viel Murren und Knurren liegt nun die eigentlich auf März erwartete Betriebsanalyse tatsächlich längst auf Ackermanns Tisch, wie die TagesWoche erfuhr. Nur: Ackermann will das Papier offenbar noch mehrere Monate unter dem Deckel halten. Die Massnahmen seien budgetrelevant und würden erst nach Veröffentlichung des Kantonsbudgets 2019 kommuniziert, heisst es aus ihrem Büro.

Derweil warten die Finanzkommission wie auch die Bildungs- und Kulturkommission ungeduldig weiter. Auf Nachfrage wusste man dort von nichts und ist entsprechend verärgert. Klar scheint derzeit einzig: Das Parlament wird dem Museum noch mehr Geld gewähren müssen. Ackermann nahestehende Quellen gehen von mindestens 1,5 Millionen Franken aus, im Grossen Rat ist von zwei Millionen oder mehr die Rede. Museumsdirektor Josef Helfenstein hatte das strukturelle Defizit auf 2,5 Millionen jährlich beziffert. x

ANZEIGE

Wohnen im Alter.

In unseren Alterszentren bieten wir individuelle Pflege und Betreuung.
www.buespi.ch



Der Kiosk an der Litfasssäule ist eines der neuen anonymen Werke. FOTO: D. FAULHABER

Entdeckt

Rätselhafter Ghostpainter malt wieder

von Daniel Faulhaber

Das Publikumsinteresse war gross, als die TagesWoche vor zwei Jahren das erste Mal auf die Bildserie einer unbekanntenen Künstlerin oder eines Künstlers aufmerksam machte. Wer mochte hinter den hastig aufgetragenen Plakaten stecken, die wahrscheinlich nachts an ikonischen Schauplätzen der Stadt über die Werbeflächen ausgewählter Litfasssäulen geklebt wurden?

Das Rätsel blieb ungelöst. Was ebenfalls blieb, war die heimliche Freude am Entdecken der Bilder. Zumal der Künstler oder die Künstlerin mit jedem Werk eine wohlthuende Ruheinsel in die zuweilen aggressiv ausstrahlenden Werbeflächen gepflockt hatte. Die Kunst schlägt dem Kommerz ein Schnippchen, und alle schauen zu. Ein diebischer Genuss.

Reizvolles Raten

Nun sind vereinzelt Neuauflagen des heimlichen Stadtszenenmalers aufgetaucht. Die Machart der neuen und alten Bilder gleicht sich aufs Haar: Wieder dient simples Packpapier als Grundlage, wieder werden vorzugsweise alte Gebäude so inszeniert, dass die Plakate ihren Motiven wie ein vorgezogener Schattenwurf voranstehen.

Um es gleich vorwegzunehmen: Der oder die Anonyme soll hier nicht enttarnt werden. Der Öffentlichkeit machen die Bilder das reizvolle Angebot, sich auf ein

Rätselraten einzulassen, Fragen zu stellen, Vermutungen zu hegen, das Nichtwissen gemeinsam zu kultivieren. Einfach mal wieder guten Gewissens überhaupt keine Ahnung haben – was gibt es Schöneres?

Wir vermuten hinter der Person eine präzise Beobachterin, die ihre Objekte vermutlich fotografiert und in einem Studio nachmalt. Die Farbpalette ist spartanisch gewählt. Weiss, schwarz, blau, gelb, fahrig Linien, präzise gesetzt. Eine klare künstlerische Handschrift.

Wer malt denn da so schön?

Die Plakate werden in drei Streifen geschnitten und dann eilig, wahrscheinlich nachts, über die bestehenden Plakate aufgeklebt. Das erfordert Präzision, vielleicht sogar Teamarbeit. Platziert werden die einzelnen Werke fast ausschliesslich an neuralgischen, belebten Orten, wie am Marktplatz, an der Kannenfeldkreuzung oder am Claraplatz.

Die Person, die diese Bilder klebt, will inkognito auf die grosse Bühne, sie will unsichtbar bleiben und doch prominent gesehen werden. Wir attestieren ihr heimlichen Geltungsdrang ohne Allüren.

Vielleicht steht sie manchmal in der Nähe ihrer Bilder und beobachtet Passanten, die ihre Kunst beobachten. Vielleicht reist sie jeweils im Tross der Art-Besucher in die Stadt, denn die Bilder tauchen zeitlich im Umfeld der Kunstmesse auf. Dann wäre die Künstlerin eine Fremde, eine Besucherin Basels und bekäme vom heimlichen Applaus gar nichts mit.

Vielleicht ist sie eine alteingesessene Baslerin, vielleicht ist er ein Ur-Basler. Vielleicht sitzt sie im Tram neben Ihnen, während Sie diese Zeilen lesen. Fragen Sie doch mal nach. x

Mehr Bilder entdecken Sie online – oder vielleicht in der Stadt. Fundstücke gern an info@tageswoche.ch!

Bildstoff

360°

Kumano

Regen, bis die Häuser davonschwimmen: In Japan standen nach dem heftigsten Unwetter seit Jahrzehnten 50000 Helfer im Einsatz, um Verletzte und eingeschlossene zu suchen. Die Katastrophe hat weit über 100 Tote gefordert.

KYODO/REUTERS



Jiyuan

Spülen, bis die Touris kommen: Einmal im Jahr wird der Talsperre Xiaolangdi am Gelben Fluss in China der Stöpsel gezogen. Das putzt das verschlammte Staubecken durch und sieht irrsinnig aus. Dieses Jahr wollten 20000 Zaungäste das Spektakel sehen.

GETTY IMAGES



Big Island

Der Kilauea speit seit 1983 zuverlässig Lava und spült damit gutes Geld in die Taschen einiger hawaiianischer Tourguides. Seit Mai zeigt sich der Vulkan wieder mal extrem spendabel.

TERRAY SYLVESTER/
REUTERS





San Salvador

Protestieren, bis die Puste ausgeht, ist in diesem Fall nötig, weil eiskalt kalkulierenden Geschäftsleuten tatsächlich erklärt werden muss, dass sich gewisse Dinge nun wirklich nicht zur Privatisierung eignen. Wasser zum Beispiel.

JOSE CABEZAS/
REUTERS



Shanghai

Das wahre Finale findet nun nicht gerade im viel zitierten «Hexenkessel» statt, aber wers kennt, weiss genau: Hier fallen innert Sekunden weit mehr Tore als an einer ganzen Fussball-WM.

ALY SONG/REUTERS





Italienische Einwanderer in den Siebzigern: Vor ihnen interessierte sich die Schweiz eher für ihre Auswanderer.

FOTO: IMAGO

Migration

Der Mensch ist immer gewandert, auch der Schweizer. Ein neues Buch zeichnet die Bewegungen von Beginn weg nach.

Wandernde Wesen

von Georg Kreis

Mit dem «wandernden Wesen» sind nicht in erster Linie die Sommerfrischler gemeint, die derzeit über Fluren und Auen schreiten. «Homo migrans» ist der Mensch schlechthin, dies zu fast jeder Jahreszeit. So ist er von seinen Anfängen aus Afrika «zu uns» gekommen, wo wir noch gar nicht hier waren – in Europa. Das Schweizerische Landesmuseum erinnert daran in seiner Dauerausstellung mit dem lapidaren und inzwischen recht häufig wiederholten Satz: «Niemand war schon immer hier.»

Wir finden den Satz auch in der Publikation «Schweizer Migrationsgeschichte», die kürzlich erschienen ist und hier Ausgangspunkt für ein paar zusätzliche Überlegungen sein soll. An ihr ist der Basler Historiker Patrick Kury beteiligt, der auch eine leitende Stellung in der ebenfalls kürzlich auf den Weg gebrachten «Basler Geschichte» innehat.

Es ist eine Geschichte «von den Anfängen bis zur Gegenwart». Wenn man so weit zurückblickt, kann der Gedanke aufkommen, es gäbe gar kein «Schweizervolk», wäre nicht eingewandert worden. Die ersten Einwanderer sahen sich allerdings noch nicht mit einer bereits etablierten Ordnung konfrontiert, die schon zuvor Eingewanderte mit guten und weniger guten Gründen schützen wollten.

Das Buch macht gleich zu Beginn einen guten Punkt, wenn es darauf hinweist, dass die allererste «Schweizer Geschichte», nämlich das Weisse Buch von Sarnen aus der Zeit um 1470, noch vor der Tell-Geschichte Einwanderungsvorgänge an den Anfang stellt: Einwanderung unter der Obhut der Römer und Einwanderung aus Schweden.

Ohne den Umstand, dass in unseren Tagen das Thema Migration weit oben auf der politischen Agenda steht, würde uns dieses Buch wenig interessieren – und wäre es wohl kaum geschrieben worden. Warum aber soll uns die historische Dimension eines Phänomens interessieren, das uns in der Gegenwart beschäftigt? Geht es darum, dass wir aus der Geschichte lernen können?

Es gibt das der Schriftstellerin Ingeborg Bachmann zugeschriebene Wort, dass die Geschichte sehr wohl Lehrmeisterin sei. Leider sassen aber keine Schüler in ihrem Klassenzimmer. Die Geschichte selbst kann diesbezüglich natürlich überhaupt nichts. Es kommt vielmehr darauf an, was wir mit ihr machen.

«Fertig werden», weiter denken

Wenn wir in die Geschichte blicken, vergleichen wir gerne, was völlig anders, gleich oder ähnlich gewesen ist wie heute. Oft können wir feststellen, dass es eine Mischung von beiden, von Gleichem und Ungleichem ist. Was haben wir davon? Wenn wir von der Gegenwart in die Vergangenheit gehen (oder wandern) und von da wieder zurück oder vorwärts in die Gegenwart, steigert das mindestens unsere Fähigkeit, weitergehende Überlegungen anzustellen.

Wenn wir das Phänomen der Migration anschauen, sollten diese Überlegungen weit über die Frage hinausgehen, wie wir mit Einwanderung «fertigwerden». Sie sollten ebenso den Migrationsursachen gelten, den allgemeinen Strukturen, individuellen Motiven und Entscheidungen, den Migrationswegen und auf der Ankunftsseite auch den Haltungen, die Behörden und verschiedene Teile der Gesellschaft an den Tag legen.

Alles kann dieses Buch freilich nicht ausführen. Aber es kann zu Überlegungen anregen, insbesondere zu den Fragen, ob und inwieweit Migration steuerbar ist und in welchem Mass Behörden den gesellschaftlichen Reaktionen bloss Rechnung tragen, diese sogar vorwegnehmen oder weitgehend unbeachtet lassen. Die graue Grenzschiessung von 1942 etwa ist gegen starken Widerstand der mitführenden Bevölkerung erfolgt, sie dürfte aber schon mittelfristig leider deren Zustimmung erfahren haben.

Das vorliegende Buch ist eine gute Gesamtdarstellung, die auf bereits geleisteten, aber oft disparaten Studien beruht. Der vom Erlebnis der Gegenwart mitgeprägte Blick fällt mitunter auf Gegebenheiten, die bisher wenig beachtet worden sind. In der Darstellung der an sich

bekanntem Hugenotten-Einwanderung des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts wird, was ebenfalls bereits bekannt ist, auf die Konkurrenzängste der Einheimischen hingewiesen.

Wenig beachtet ist bisher aber geblieben, dass die Bewältigung des damaligen Flüchtlingsproblems einen Bürokratisierungsschub auslöste und zur Schaffung von Spezialkammern führte. Sie nahmen die Registrierung und Verteilung der Flüchtlinge vor, entwickelten Unterstützungskriterien und versuchten so zwischen «echten» Glaubensflüchtlings und bloss von «geltgir» geleiteten Migranten zu unterscheiden.

Die Migrationsregime sind aus heutiger Sicht vor allem Begrenzungsregime. Es gab aber auch immer wieder Zeiten, in denen man Zuwanderer sogar anlocken wollte – im Mittelalter zum Beispiel mit Bürgerrechten, in der neueren Zeit vor allem mit guten Löhnen. In den 1950er- und 1960er-Jahren stand die Schweiz in harter Konkurrenz mit Arbeitgebern anderer Länder (insbesondere Deutschlands). Da wurde nicht erwartet, bis Migranten von sich aus kamen, da wurde im Ausland direkt angeworben.

Ebenfalls der aktuellen Sensibilisierung geschuldet dürfte die Hervorhebung sein, dass Zugewanderte bloss den Status von Bürgern minderen Rechts erhielten oder politisch völlig rechtlose Hintersassen wurden, selbstverständlich aber die üblichen Steuern zu bezahlen hatten. Die «Ausschaffung» dürfte ebenfalls ein erst später aufgekommener Begriff dafür sein, dass einem zunächst geduldeten Aufenthalt ein Ende gesetzt wird. Im Fall der Hugenotten zeigte sich, was häufig zu beobachten ist: Bei Preisgabe oder Verlust von Dauerdomizilen wird Migration oft zur Etappenwanderung.

Vielerlei Grenzen

Leicht vergrößernd kann man sagen, dass in der schweizerischen Migrationsforschung lange die Auswanderung das Hauptthema war. Da ging es um «Eigene», die das Land verlassen wollten – oder mussten. Ergänzend wäre darauf hinzuweisen, dass es Zeiten gab, in denen man nicht einfach auswandern durfte, weil dies als Verlust der nationalen Substanz verstanden wurde. Im 19. Jahrhundert förderten dann manche Gemeinden die Abschiebung von armengemässigen Mitbürgern.

Die Einwanderung dagegen war in der Geschichtsschreibung lange kein Thema, selbst in Zeiten, da die Schweiz faktisch bereits ein Einwanderungsland war. Mit der Einwanderungsabwehr der 1960er-Jahre begann sich das zu ändern. Nicht zufällig kam im Zuge der Schwarzenbach-Initiative 1969 die Dissertation von Rudolf Schlaepfer heraus, die daran erinnerte, dass bereits vor 1914 eine ähnliche (Viel-) Zahl von zugezogenen Arbeitskräften in der Schweiz gelebt hatte.

Grundsätzlich sollten Flucht- und Arbeitsmigration auseinandergelassen

werden, auch wenn sich die beiden Realitäten oft überlappen. Schon früh war von der Schweiz als Insel für Asylsuchende die Rede, sekundär dann auch, in welchem Mass die Schweiz diesem idealen Bild nicht entsprach.

Unter Migration wird in der Regel ein Überschreiten von Grenzen verstanden. Dabei wird gerne übersehen, dass es auch Binnenmigration gibt ohne Überschreitung nationaler Grenzen. Da interessiert die Frage, wie weit regionale und kantonale oder auch «nur» kulturelle Grenzen, Sprachgrenzen oder die bei der heutigen Durchmischung weniger wichtigen Religions- und Konfessionsgrenzen überschritten wurden.

Das vorliegende Buch beachtet auch die kleinräumige Wanderung vom Land in die Stadt (allerdings nicht diejenige in umgekehrter Richtung), die saisonale Wanderung, Heirats- und Erbfolgemigration und anderes mehr. Und es geht immer wieder auf die Frage ein, ob geschlechtsspezifische Unterschiede in der Migrationspraxis zu beobachten sind. Es erinnert auch daran, dass der Ehemann bis 1988 gegen den Willen seiner Gattin den Wohnsitz festlegen durfte.

Eine vornehmlich positive Sicht

Es erstaunt nicht, dass das Buch alles in allem eine positive Sicht auf die Migration vermittelt. Positiv könnte im 19. Jahrhundert die Emigration von «überschüssiger» Bevölkerung gewesen sein. Positiv sei aber vor allem die Immigration in die Schweiz zu bewerten: «Ohne die Investitionen – in Bildung, Kapital, Einfallsreichtum und soziale Bindungen – von Zugewanderten wären viele Entwicklungen, die das Land zu einem der wohlhabendsten Länder der Welt gemacht haben, kaum denkbar.» Dabei stösst man auf den frappanten Beleg, dass die Ovomaltine, das berühmte schweizerische Nationalgetränk, von der aus Deutschland eingewanderten Familie Wander entwickelt und auf den Markt gebracht wurde.

In den letzten Abschnitten des Buches, denen hier auch die letzten Zeilen gewidmet sein sollen, wird zum einen gesagt, dass die Geschichte der Migration keinesfalls an ihr Ende gekommen sei und auch in Zukunft noch genug Stoff der historischen Migrationsforschung zufallen wird. Zum anderen wird bezüglich der Überfremdungsängste gesagt, dass diese individuell zwar nachvollziehbar seien, «vor dem Hintergrund kollektiver Erfahrungen auf der Ebene der *longue durée* aber unverhältnismässig. (...) Eine Nation, die derart auf der Integration verschiedener Kulturgemeinschaften beruht (...) sollte den Herausforderungen der Migrationsgesellschaft relativ selbstbewusst und gelassen entgegensehen.»

André Holenstein, Patrick Kury, Kristina Schulz: «Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart.» Verlag Hier und Jetzt, 2018.

Online



tageswoche.ch/
author/
georg-kreis

Schützenmattpark

Nach mehreren Verbrechen patrouilliert die Polizei öfter in der Anlage. Mehr Licht wird es dort trotzdem nicht geben.

«Irgendwelche Vögeli waren wichtiger»

von Catherine Weyer

Am 08.07.2018, ca. 02.00 Uhr, wurden im Schützenmattpark zwei Männer im Alter von 29 und 41 Jahren durch eine unbekannte Täterschaft angegriffen. Beide wurden verletzt, einer davon schwer.» Es ist die jüngste Medienmitteilung der Basler Staatsanwaltschaft zum Schützenmattpark: Zwei Männer, die dort übernachten wollten, wurden attackiert. Hilfe kam, weil sich die beiden auf die Strasse schleppen konnten und einen Taxifahrer anhielten. Beide Opfer landeten im Krankenhaus.

«Wir wissen bisher noch sehr wenig», sagt Peter Gill von der Staatsanwaltschaft zum Fall. Warum die beiden Rumänen im Park übernachteten und wer auf sie losging, sei noch unklar. Die Staatsanwaltschaft hat einen Zeugenaufruf gestartet.

Immer wieder kommt es zu Vorfällen im Schützenmattpark: Es sind vor allem Raubüberfälle, welche die Staatsanwalt-

schaft vermeldet. Aber auch tätliche Angriffe, ein Einbruch, eine Vergewaltigung.

«Nachts halten sich weniger Menschen als tagsüber im Park auf und auch die Dunkelheit kann dazu genutzt werden, Delikte zu begehen. Es kommt vor, dass Homosexuelle im Park Opfer von Straftaten werden», sagt Kriminalkommissär Gill. Der Park ist ein bekannter Schwulentreffpunkt, vor allem die öffentlichen Toiletten in der Nähe des Schützenhauses. Immer wieder kam es dort in der Vergangenheit zu Gewalttaten.

Vogelschutz statt Beleuchtung

«Der Schützenmattpark ist nicht, wie zum Beispiel der Kannenfeld- oder der Horburgpark, nachts geschlossen. Zudem liegt er an einer zentralen Verkehrsachse. Somit können sich rund um die Uhr Personen im Park frei bewegen», sagt Gill. Ob der Park mit Beleuchtung sicherer wäre, könne er nicht beurteilen. «Diese Frage fällt in den Zuständigkeitsbereich der Polizei.»

Bei der Polizei heisst es allerdings, dass sie nicht für die Beleuchtung des öffentlichen Raumes zuständig sei. «Wir sind verantwortlich dafür, die Sicherheit zu gewährleisten innerhalb der Rahmenbedingungen, die wir antreffen», erklärt Polizeisprecher Toprak Yerguz.

Letzten Endes würde es wohl am Grossen Rat liegen, den Park nachts erhellen zu lassen. Der hat sich aber bereits einmal gegen einen ausgeleuchteten Schützenmattpark ausgesprochen. Das war 2012. Damals schrieb die «Weltwoche»: «Basel ist nicht mehr sicher. Sich am Rhein auf Kleinbasler Seite aufzuhalten, rund um den Claraplatz, im Schützenmattpark oder in der Elisabethenanlage, bedeutet ein Risiko für Leib und Leben.»

Es war ein Wahljahr, das Thema Kriminalität wurde heiss diskutiert. Die SVP-Grossräte Andreas Ungricht und Toni Casagrande reichten einen Anzug im Parlament ein, der die Sicherheitslage verbessern sollte. Im Schützenmattpark und in der Elisabethenanlage sollte es demnach neue Beleuchtungsanlagen und Polizeipatrouillen geben.

Das Anliegen wurde nicht überwiesen. Toni Casagrande erinnert sich, dass es im Grossen Rat keine Sicherheitsbedenken gegeben habe. «Es herrschte die Meinung vor, dass Basel nirgends gefährlich sei», sagt der Politiker. Stattdessen habe der Rat eine Lichtverschmutzung verhindern wollen. «Irgendwelche Vögeli waren wichtiger», kommentiert Casagrande.

An diesem Grossratsentscheid wird sich so schnell nichts ändern. Das Bau- und Verkehrsdepartement sagt auf Anfrage: «Der Schützenmattpark ist grundsätzlich für die Tagesnutzung gedacht. Der Hauptweg ist bei Dunkelheit jeweils beleuchtet. Eine zusätzliche Beleuchtung ist vonseiten der Stadtgärtnerei nicht geplant. Der Rest des Parks sollte bei Nacht so dunkel bleiben, wie es in einer Stadt möglich ist, damit die Stadtnatur nicht gestört wird. Eine zusätzliche Beleuchtung würde auch nicht vor auffälligen Übergriffen schützen.»

Soziale Kontrolle dank Buvetten?

Der Polizei ist bewusst, dass der Schützenmattpark ein heikler Ort ist: «Werden Auffälligkeiten beobachtet, werden die entsprechenden Dispositive angepasst», sagt Yerguz. «Die Kantonspolizei hat daher die sichtbare Präsenz ihrer Uniformkräfte erhöht.» Der Polizeisprecher betont, dass dies nicht ausschliesslich im Bachlettenquartier der Fall sei: «Das tut sie auch an anderen öffentlichen Plätzen mit starkem Publikumsverkehr, von welchen es in der Stadt einige gibt – namentlich in den Sommermonaten, an Wochenenden oder in den Abend- und Nachtstunden.»

Prominentes Beispiel: die Rheinpromenade. Dort fährt die Polizei regelmässig durch und markiert Präsenz. Aber auch die Buvetten sorgen für eine gewisse soziale Kontrolle – vielleicht wäre eine gastronomische Bewirtschaftung auch ein Rezept für den Schützenmattpark. ×

Jederzeit zugänglich und kaum beleuchtet: Schützenmattpark. FOTO: HANS-JÖRG WALTER





Dem Grillplausch können Wespen gestohlen bleiben. Der Natur jedoch nicht.

FOTO: ALAMY

Natur

Das ist nur auf den ersten Blick eine gute Nachricht: Die räuberischen Plagegeister machen sich rar diesen Sommer.

Wo sind all die Wespen hin?

von Catherine Weyer

Kaum brutzelt das erste Stück Fleisch auf dem Grill, sind auch schon die ersten Wespen im Anflug. Und sie sind ärgerlich: Hartnäckig umtänzelnd sie fuchtelnde Hände und geben meist erst auf, wenn sie einen Happen abbekommen haben.

Dieses Jahr fiel dieser Kampf bisher oftmals aus: Die Wespenpopulation in der Region scheint vergleichsweise klein. Das ist auch Paul Imbeck aufgefallen. Er ist beim Landwirtschaftlichen Zentrum Ebenrain zuständig für den Artenschutz. «Eigentlich sollte es zu dieser Jahreszeit deutlich mehr Wespen haben», sagt er.

Wichtige Aufräumer

Die Wespen-Expertin von Pro Natura relativiert: «Ich habe dieses Jahr bereits sehr früh Anfragen erhalten wegen herumfliegender Wespen», sagt Sabine Mari. Allerdings kenne sie die genauen Zahlen für die einzelnen Regionen nicht. Gut

möglich also, dass in der Nordwestschweiz die Wespenpopulation langsamer zunimmt als im Rest der Schweiz.

«Das Problem ist, dass es in diesem Jahr schon so früh so heiss ist», meint Mari. «Wir haben das Gefühl, dass wir bereits im Spätsommer sind – dann hat es natürlich viel mehr Wespen, die rumfliegen.» Sie geht davon aus, dass der Wespenbestand noch weiter wachsen wird.

Ganz sicher kann das keiner der beiden Experten sagen. Es gibt schlicht zu viele Faktoren, die die Wespenpopulation dezimieren können. «Zunächst kommt es darauf an, wie viele Königinnen überhaupt den Winter überleben. Dann müssen die genügend Nahrung finden für ihre ersten Jungen, die sie selbst aufziehen. Erst wenn diese Arbeiterinnen ausgewachsen sind, kann sich die Königin nur aufs Eierlegen konzentrieren», erklärt Paul Imbeck.

Anfang Jahr hat es einen Kälteeinbruch gegeben, der das eher geringe Wespenaufkommen zum Teil erklären könnte. Aber wie schlimm ist das Ausmass? Muss man

sich gar Sorgen machen? Immerhin sind die gewiss oft lästigen Wespen durchaus wichtig für die Biodiversität. Als Jäger fressen sie Insekten, die sich ansonsten explosionsartig vermehren können.

Hier ist einer der wahrscheinlichsten Gründe, weshalb das Wespenvolk diesen Sommer bislang klein ausfällt: Es gibt derzeit wegen der langanhaltenden Trockenheit kaum Mücken – eine der wichtigen Nahrungsquellen der Wespen. Und auch unter Pestiziden leiden sie, sowohl direkt wie auch indirekt: Einerseits sind die Gifte für die Wespen tödlich, andererseits dezimieren sie die Zahl jener Insekten, welche die Wespe selbst jagt.

Mehr Hornissen als sonst

Trotzdem: Grund zur Sorge besteht keine, sind sich beide Experten einig. «Es ist ein Phänomen von 2018», sagt Imbeck. Und auch Sabine Mari ist alles andere als beunruhigt: «Es ist völlig natürlich, dass die Populationsgrössen schwanken.»

Kritisch wird es laut Imbeck erst dann, «wenn wir über mehrere Generationen eine kleine Population feststellen». Das sei insbesondere dann der Fall, wenn die Nahrungsgrundlage der Insekten verschwinde. Im Falle der Wespen sind dies andere Insekten, die sie als Fleischfresser verschlingen.

Imbeck sieht diesen Sommer denn auch noch nicht verloren für die Wespenpopulation: «Es ist durchaus möglich, dass sich das Wetter jetzt zugunsten der Wespen verbessert und wir bis zum Spätsommer noch wesentlich mehr Wespen zu Gesicht bekommen.»

Es gibt allerdings noch einen anderen möglichen Grund, weshalb es bislang so wenig Wespen hat. Und zwar könnte es an einer Verwandten liegen: «Es hat derzeit in der Region enorm viele Hornissen», sagt Mari. Und diese grosse Wespenart hat ihre kleine Cousine auf dem Speiseplan. ×



Hinter dem Bahnhof St. Johann wartet in der Dunkelheit eine Brache voller Überraschungen.

Freiräume

Nachts wirkt das Lysbüchel-Areal nicht gerade einladend. Doch wer sich ins Dunkle wagt, erlebt ein wunderbares Stück Stadtkultur. Aber nicht mehr lange.

Wie Belgrad oder Berlin



FOTO: HANS-JÖRG WALTER

für die Entwicklung des äussersten Zipfels des St.-Johann-Quartiers. Und ein Vorbote dessen, was bald mit dem Lysbüchel-Areal passieren wird: Die Eigentümerin SBB will hier zusammen mit dem Kanton ein gemischtes Wohn- und Gewerbegebiet entwickeln. Die heutigen Nutzer müssen den Platz dafür räumen, Recyclingfirmen und viele Handwerker.

Geniessen, solange es noch geht. Die Tage sind gezählt, aber die Nacht ist jung.

Wir lassen die helle Terrasse hinter uns und folgen den Gleisen in die Nacht. Unter unseren Füessen knirschen Steine. Es ist stockdunkel, nur da und dort zerschneiden Scheinwerferlichtkegel die Finsternis, wenn uns Bewegungssensoren aufspüren. Wir schalten die Handytaschenlampe an, die unsere Schatten gross auf den Boden malt und an kahle Betonwände, während wir zwischen Bahnwaggons und zerbeulten Containern hindurchstapfen, die ineinander gestapelt sind wie Tupperware in einem chaotisch organisierten Küchenschrank. Jemand hat «Keta heute noch was?» auf eine Mulde voller Bauschutt geschrieben.

Wenn hier die Handwerker ihre Werkstätten verriegeln und die Logistiker ihre Maschinen parkieren, wird das Lysbüchel zu einem unwirtlichen Ort. Mit dem Abend zieht eine Dunkelheit ein, wie sie in Basel sonst nirgends mehr zu erleben ist. Doch mitten in der etwas unheimlichen Brache haben sich kleine Oasen entwickelt. Auch wenn man es von aussen nie denken würde: Diese Brache lebt!

Hier fühlt sich Basel nicht wie Basel an, wir könnten auch in Belgrad oder Berlin sein. Das Areal beherbergt Leerstellen, die kreative Menschen besetzen. Es sind Orte, die bedroht sind durch die Pläne der SBB und des Kantons. Sie kommen auch nicht als eine dieser amtlich bewilligten Zwischennutzungen infrage, wie sie heute zu jedem grossen Entwicklungsprojekt gehören. Dieser Sommer wird für viele Lysbüchel-Oasen der letzte sein.

Ein letztes Mal

Unter einer grossen Trauerweide stossen wir auf Überreste einer Party, fein säuberlich in Einkaufswagen nach Wertstoff getrennt. Das Mobiliar besteht aus alten Reifen und Frachtkisten, an einem dicken Ast hängt eine Art Diskokugel, etwas weiter auf den Gleisen stehen Sofas und Stühle, in einer Metallschale flackert ein Feuer, aus einem Raum dröhnt Musik. Die Partygäste scheinen schon länger hier zu sitzen, ihre Zungen sind schwer vom Bier.

«Das ist unser Abschiedsfest, morgen müssen wir raus», sagt eine junge Frau in Latzhosen traurig. Sie habe hier mit Freunden eine Werkstatt gemietet, an Autos

rumgeschraubt, jemand habe auch gegärt. «Inzwischen haben wir zwar Ersatz gefunden, aber so etwas gibt es in Basel kein zweites Mal. Wir hatten genügend Platz, konnten unser Ding machen und lärmern ohne jemanden zu stören.»

Der Feiertag gehen die Biervorräte aus. Wir überlassen sie ihrer Trauer und ihrem Durst. Zwischen den Schienen wächst struppiges Gebüsch, Scherben reflektieren das Licht des Feuers.

Geheimnisvolle Orte

Einem zerzausten Herrn in ausgebeulten Jeans missfällt die Musik. Wir sind in einer Holzbaracke angelangt, in der eine jazzige Improvisiererei Fahrt aufnimmt, auch wenn es einem ganz und gar nicht passen will. Mit zwei Päckchen Tabak in der Hand stampft er energisch durch das kleine Lokal und schimpft vor sich hin: «Ei wont Bluuus-Miusikch. Föcking Bluuus-Miusikch. Not dis Fasnachts-Schitt.»

Seit über zwanzig Jahren finden hier wöchentliche Jamsessions statt. Das Bier ist günstig, die Musik laut und manchmal gut. Es geht nicht um schwindelerregende Gitarrensoli und Schlagzeugeinlagen, es spielen auch keine gebuchten Bands. Hier geht es um das Miteinander. Wer mag, greift sich ein Instrument oder ein Mikrofon und macht mit.

Die Grenze zwischen Bühne und Zuschauerraum ist fließend, nicht nur, weil es eng ist an diesem Ort, der es ziemlich schwer hätte, irgendwo sonst in der Stadt seinen Platz zu finden. Manchmal knallvoll, oft aber auch von den Musikern abgesehen leer, lässt sich so eine Bar eigentlich unmöglich als Geschäft betreiben. Sie ist ein Liebhaberding, und der Liebhaber mag auch gar nicht gross drüber erzählen, wens dann später in der Zeitung steht.

Geheimnisvoll sind auch die Technonächte, die immer wieder in einem versteckten Club auf dem Areal auflodern. Unzählige abgestellte Velos und dumpf wummernde Bässe machen es uns leicht, den sagenumwobenen Ort zu finden. Nachdem wir uns am Eingang in eine Mitgliederliste eingetragen haben, schlängeln wir uns durch einen engen Gang und stehen in einem Club.

Hier ist alles handgemacht und echt. Dieser Do-it-yourself-Stil wird in den Hauptstädten für viel Geld nachgebaut. Die Räume sind aus Brettern gezimmert und charmant verschachtelt, die Wände liebevoll bemalt und dekoriert. Es gibt eine Bar, eine Freiluft-Tanzfläche, einen weiteren Floor im Inneren und ganz viele Nischen, in die man sich verkriechen kann. Ein Raum ist über und über mit kleinen und grossen Augen beklebt.

Auf der Tanzfläche wird es langsam eng. Über ihr schwebt diese Glückseligkeit, die an guten Technopartys entsteht. Alles tanzt, alle jubeln, wenn der DJ den Bass hochschraubt, und selbst die geschlossenen Augen strahlen vor sich hin. Geniessen, solange es noch geht. Die Tage sind gezählt, aber die Nacht ist jung. ×

von Matthias Oppliger

Der Abend beginnt mit einem guten Ratschlag: «Wenn ich euch wäre, würde ich nicht da hinten kiffen gehen.» – «Äh, hatten wir auch nicht vor. Aber sag mal, warum denn nicht?» – «Da sind vorher haufenweise Cops in Vollmontur hingestürzt.» – «Ok, danke für den Tipp.»

Die Polizei wird ein paar Tage später den Einsatz bestätigen. Es hätten sich rund zwei Dutzend Jugendliche auf den Gleisen aufgehängt und sie seien auf abgestellten Bahnwaggons herumgeklettert, erklärt der Polizeisprecher. Nach einer Personenkontrolle seien dann alle wieder entlassen worden.

Wir verabschieden uns vom jungen Mann, der uns warnen wollte. Er wässert derweil mit einer riesigen Giesskanne die Pflanzen auf der Terrasse beim Stellwerk gegenüber dem Bahnhof St. Johann. Es gibt wenig charmantere Plätze in Basel als diesen schmalen Streifen den Gleisen entlang, um einen Sommerabend in die Nacht zu verlängern. Vor zwei Wochen erst hat die «Grenzwert»-Crew hier das Restaurant Perron eröffnet, ein folgerichtiger Schritt

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Hediger, Ruth, von Basel/BS, 08.01.1934–07.07.2018, Muesmattweg 33, Allschwil, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Schulthess, Petra, von Zofingen/AG, Zürich/ZH, 27.02.1952–29.06.2018, Baslerstr. 272, Allschwil, wurde bestattet.

Strahm, Yvonne, von Basel/BS, Signau/BE, 02.09.1927–23.06.2018, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier: Donnerstag, 12.07., 14.00 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Studer, Georg, von Gunzgen/SO, 08.09.1927–09.07.2018, Muesmattweg 33, Allschwil, Beisetzung: Dienstag, 17.07., 10.30 Uhr, Kapelle Friedhof Allschwil.

Basel

Aerni, Irena Klara, von Trimbach/SO, 01.05.1931–08.07.2018, Oetlingerstr. 50, Basel, Trauerfeier: Freitag, 13.07., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Angliker-Bachmann, Edith Klara, von Birr/AG, 23.03.1924–01.07.2018, Giornicostr. 144, Basel, wurde bestattet.

Bernou-Pflüger, Rosemarie, von Basel/BS, 29.07.1953–04.07.2018, Hunnenstr. 11, Basel, wurde bestattet.

Blättler-Vögtli, Helene, von Basel/BS, 20.10.1925–30.06.2018, Bernerring 7, Basel, wurde bestattet.

Böckle-Graff, Jeanne Florentine, von Glarus/GL, 05.04.1929–02.07.2018, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Bögli-Pfenninger, Adelheid, von Seeburg/BE, 29.09.1928–26.06.2018, Mittlere Str. 15, Basel, Trauerfeier: Montag, 16.07., 15.00 Uhr, Kapelle Adullam Alters- und Pflegeheim.

Droeser-Köpfli, Anna Margrit, von Basel/BS, 27.07.1920–05.07.2018, Missionsstr. 20, Basel, Trauer-

feier: Freitag, 13.07., 14.00 Uhr, Kirche St. Marien, Holbeinstr. 28.

Ferreiro-Golas, Adolfo, aus Spanien, 02.03.1946–09.07.2018, Dornacherstr. 109, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Forté, Wilma Maria, aus Italien, 28.01.1956–02.07.2018, Hochbergerstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Frei-Kraus, Hans Jakob, von Basel/BS, 28.09.1930–06.07.2018, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Haas-Strub, Irma, von Basel/BS, 28.03.1932–09.07.2018, Mühlhauserstr. 35, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Hauser-Etter, Vital, von Näfels/GL, 15.08.1929–04.07.2018, Im Witterswilerhof 2, Basel, wurde bestattet.

Jan-Flubacher, Marguerite Louise, von Basel/BS, 01.09.1928–28.06.2018, Holecstr. 119, Basel, wurde bestattet.

Käser-Bonfanti, Sonja, von Basel/BS, 12.02.1961–24.06.2018, Froburgstr. 21, Basel, wurde bestattet.

Keller, Pia Ruth, von Basel/BS, Olsberg/AG, 30.08.1953–23.06.2018, Paradieshofstr. 45, Basel, Trauerfeier: Freitag, 13.07., 15.30 Uhr, Rest Rebhaus, Riehentorstr. 11.

Kunz, Irma, von Grafenried/BE, 04.11.1921–01.07.2018, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Lenzi-Reimann, Rosmarie, von Basel/BS, 24.07.1932–24.06.2018, Erlenmattstr. 7, Basel, wurde bestattet.

Logo-Lais, Johann, von Basel/BS, 09.12.1926–28.06.2018, St. Jakobs-Str. 395, Basel, wurde bestattet.

Maier, Alois Josef, aus Deutschland, 24.02.1950–29.06.2018, Schützengraben 6, Basel, wurde bestattet.

Moser-Wagner, Hans, von Uerkheim/AG, 03.09.1922–03.07.2018, Blauenstr. 22, Basel, wurde bestattet.

Murmann-Peterer, Marie Lydia, von Ferden/VS, 14.10.1925–08.07.2018, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Park, Yang-Hee, aus Südkorea, 16.02.1938–06.07.2018, Sternengasse 27, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Pfalzberger-Brem, Heinrich, von Basel/BS, 07.09.1920–06.07.2018, Mittlere Str. 7, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 17.07., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Placereani-Lazzaris, Maria Luigia, aus Italien, 05.10.1930–13.06.2018, St. Jakobs-Str. 201, Basel, wurde bestattet.

Renz, Beatrice Alice, von Therwil/BL, 11.04.1955–19.06.2018, Efringerstr. 104, Basel, wurde bestattet.

Saporito, Salvatrice, aus Italien, 27.07.1923–07.07.2018, Steinen-graben 65, Basel, Trauerfeier: Freitag, 13.07., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schmid-Jakob, Gertrud, von Basel/BS, 11.11.1928–17.05.2018, Kleinhüningeranlage 6, Basel, wurde bestattet.

Schürmann-Brodmann, Elisabeth Maria, von Basel/BS, 18.02.1926–28.06.2018, St. Galler-Ring 202, Basel, wurde bestattet.

Sterchi-Matejka, Eleonore, von Lützelflüh/BE, 15.09.1924–04.07.2018, Wittlingerstr. 186, Basel, wurde bestattet.

Studer-Kettler, Werner Alfred, von Basel/BS, 23.01.1935–08.07.2018, Dorfstr. 38, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Thudium, Felix Rudolf, von Basel/BS, 28.04.1930–27.06.2018, Oberwilerstr. 102, Basel, wurde bestattet.

Wilhelm-Bühler, Bertha Anna, von

Basel/BS, 27.01.1919–07.07.2018, St. Johannis-Ring 122, Basel, wurde bestattet.

Zeller, José, von Basel/BS, 29.07.1926–03.07.2018, Beim Goldenen Löwen 9, Basel, Trauerfeier: Montag, 16.07., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Birsfelden

Apruzzese-Nigro, Italia, aus Italien, 03.01.1930–09.07.2018, Friedhofstr. 7, Birsfelden, Abdankung: Montag, 16.07., 14.00 Uhr, Friedhof Birsfelden.

Haefeli-Strähli, Thérèse, von Mümliswil-Ramiswil/SO, 25.06.1935–06.07.2018, Passwangstr. 2, Birsfelden, Abdankung: Mittwoch, 18.07., 14.00 Uhr, Friedhof Birsfelden.

Hänni-Schlup, Meili, von Oberbalm/BE, 05.06.1926–04.07.2018, Hardstrasse 71, Birsfelden, Abdankung: Dienstag, 17.07., 14.00 Uhr, Friedhof Birsfelden.

Spitteler, Hans Rudolf (Spitzgi), von Bannwil/BL, 10.07.1944–06.07.2018, Salmenstr. 25, Birsfelden, Abdankung: Freitag, 20.07., 14.00 Uhr, Friedhof Birsfelden.

Wenger-Lang, Esther, von Strättligen/BE, 30.09.1932–05.07.2018, Hardstrasse 71, Birsfelden, Abdankung: Donnerstag, 12.07., 14.00 Uhr, Friedhof Birsfelden.

Muttenz

Bärtschi-Singer, Maria Rosa, von Eggiwil/BE, 18.03.1930–07.07.2018, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, Trauerfeier: Freitag, 20.07., 11.00 Uhr, Friedhof Muttenz.

Hunkeler-Liembd, Marie Josefina (genannt Erika), von Pfaffnau/LU, 14.04.1921–08.07.2018,

Reichensteinerstr. 55, APH Käppeli, Muttenz, wurde bestattet.

Imhof-Herger, Anton, von Spiringen/UR, 23.05.1932–23.06.2018, Bahnhofstr. 59, Muttenz, wurde bestattet.

Pratteln

Althaus-Inhelder, Anna, von Pratteln/BL, 12.07.1926–06.07.2018, Vereins-hausstr. 17, Pratteln, Abdankung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Casanova-Bühler, Lucia Julia, von Obersaxen-Mundaun/GR, 19.09.1935–05.07.2018, Bahnhofstr. 37, c/o APH Madle, Pratteln, Trauerfeier: Freitag, 13.07., 14.00 Uhr, Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Reinach

Villabruna, Arturo, von Basel/BS, 24.08.1935–03.07.2018, Einschlagweg 22, Reinach, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Glaus, Georg, von Wilderswil/BE, 07.06.1936–05.07.2018, General Guisan-Str. 5, Reinach, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Riehen

Eberle-Quarta, Ines Rita, von Riehen/BS, 23.06.1930–02.07.2018, Rauracherstr. 111, Riehen, wurde bestattet.

Forrer, Patric, von Riehen/BS, 24.03.1969–03.07.2018, Rainallee 43, Riehen, wurde bestattet.

Rolli-Kohlfürst, Markus Peter, von Basel/BS, 18.11.1936–04.07.2018, Tiefweg 21, Riehen, wurde bestattet.

Spörri-Soom, Elly Gretli, von Zürich/ZH, 06.10.1916–05.07.2018, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Silvan Widmer verlässt Italien, um in Basel Michael Lang zu ersetzen. Dafür nimmt der FCB viel Geld in die Hand.

Wertvolle Erfahrung für die rechte Abwehr

von Samuel Waldis

Die Lücke, die Michael Lang beim FC Basel hinterlässt, ist enorm. In drei Jahren absolvierte er auf der rechten Abwehrseite 122 Spiele. Am Status als unumstrittene Stammkraft gab es auch für Omar Gaber, immerhin ägyptischer Nationalspieler, nichts zu rütteln. Lang stand fast immer auf dem Platz, erklärte unzählige Male vor den Medien Siege und Niederlagen, er war Führungsspieler und sorgte mit seinem Offensivdrang für Furore auf dem Platz. Deswegen war klar: Sollte der inzwischen 27-Jährige den Verein einst verlassen, würde die Mannschaft Ersatz von besonderer Qualität brauchen.

Wenige Tage vor Langs WM-Abenteuer mit der Schweiz im Achtelfinal, war es soweit: Der FCB gab seinen Wechsel in die Bundesliga zu Borussia Mönchengladbach bekannt. Gut zwei Wochen später ist der Klub mit Langs Ersatz einig geworden: Silvan Widmer, der 25-jährige Schweizer, kommt aus der italienischen Serie A von Udinese Calcio nach Basel.

Vor knapp vier Jahren spielte Widmer erstmals für das Schweizer Nationalteam, beim 4:0-Sieg gegen San Marino auf dem Weg zur EM. Seither gehört er zum erweiterten Kader. In der Qualifikation zur WM in Russland kam er im Startspiel gegen Portugal (2:0-Sieg) zu einem Teileinsatz, ins 23-Mann-Kader schaffte es der neunfache Nationalspieler nicht.

Widmer ist beim FC Aarau gross geworden. Nach einer einzigen Saison in der Challenge League 2011/12 sicherte sich der FC Granada die Transferrechte an ihm, liess Widmer jedoch umgehend wieder an den FC Aarau aus. Er spielte eine weitere Saison in der Challenge League, bevor ihn die Spanier im Sommer 2013 schliesslich an Udinese Calcio verkauften – ohne dass er je für Granada gespielt hat.

In der italienischen Serie A hat Widmer in den letzten fünf Jahren sein sportliches Glück gefunden. Trotz der vielen Trainerwechsel war er ab seiner zweiten Saison Stammspieler: Jeder der sechs Trainer setzte auf den 182 Zentimeter grossen Rechtsfuss. So hat Widmer 131 Serie-A-

Spiele im Portfolio – nur fünf Schweizer haben mehr Partien in der höchsten Liga Italiens absolviert. Dazu kommen zehn Einsätze in der Coppa Italia.

Mit seinen 25 Jahren bringt Widmer eine Menge Erfahrung mit. Allerdings weiss er kaum, wie es im internationalen Clubfussball zugeht: Bislang hat er bloss eine einzige Partie in der Europa-League-Qualifikation vorzuweisen.

Teuer, aber nicht der Teuerste

Das wird sich rasch ändern. Beim FCB spielt Widmer bereits am 24. Juli in der Champions-League-Qualifikation gegen PAOK Thessaloniki – wenn denn Raphael Wicky angesichts der kurzen Vorbereitungszeit bereits auf Widmer setzt. Das Basler Wunschscenario sind drei erfolg-

reiche Qualifikationsrunden (die zweite und dritte Runde sowie die Playoffs), und sollte Widmer zur Erfüllung beitragen, hätte sich die Investition gelohnt.

In Udinese hatte Widmer einen Vertrag bis Juni 2020. Damit der Verteidiger die Italiener verlassen konnte, musste der FCB eine schöne Stange Geld in die Hand nehmen. Möglich ist das vor allem dank der Verkäufe von Tomas Vaclik, Mohamed Elyounoussi und Michael Lang (total rund 30 Millionen Franken). Gut unterrichtete Quellen reden von einer Ablösesumme von 4,5 Millionen Euro, das entspricht rund 5,2 Millionen Franken.

Das ist viel Geld, aber immer noch weniger, als der FCB in der Vergangenheit für Alex Frei (rund 6,5 Millionen Franken) und zuletzt für Dimitri Oberlin (inklusive Leihgebühr rund 6,4 Millionen Franken) ausgegeben hat.

Widmer wird auf der rechten Abwehrseite gesetzt sein. Für die Nummer 2 auf dieser Position kommen allen voran zwei Akteure infrage: Entweder ist es Neftali Manzambi, eigentlich ein Offensivakteur, der von Wicky in den letzten Monaten umgeschult worden ist. Oder Raoul Petretta. Der 21-jährige Italiener ist als Linksfuss jedoch eher für die linke Abwehrseite vorgesehen – oder für das zentrale Mittelfeld, wo Wicky grosse Stücke auf Petretta hält.

Ein dritter Kandidat ist Taulant Xhaka. Doch allzu oft wird es unter den gegebenen Voraussetzungen wohl nicht dazu kommen, dass Xhaka für den wertvollen Widmer hinten rechts seine Position im zentralen Mittelfeld aufgeben muss. ×

Widmer (l.) für Lang: Die beiden kennen sich aus dem Nationalteam. FOTO: FRESHFOCUS



Kinoprogramm

Basel und Region 13. bis 19. Juli

BASEL B-MOVIE
Grellingerstr. 41 b-movie.ch

• KEINE VORSTELLUNGEN

CAPITOL
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **SKYSCRAPER** [14/12 J]
FR-DI: 17.00/20.00
SA/SO: 14.00
MI: 14.30/17.30/20.30^{E/d/f}
- **SOLO: A STAR WARS STORY** [12/10 J]
FR-DI: 17.00/20.00
MI: 17.30/20.30^{E/d/f}
- **HOTEL TRANSSILVANIEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
SA/SO: 14.00-MI: 14.30^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **THE BOOKSHOP** [0/0 J]
FR-DI: 12.20^{E/d/f}
- **TULLY** [12/10 J]
12.30^{E/d/f}
- **APFEL UND VULKAN** [12/10 J]
12.40^{0/d}
- **VISAGES VILLAGES** [6/4 J]
12.45^{F/d}
- **THE KING - MIT ELVIS DURCH AMERIKA** [10/8 J]
13.00^{E/d}
- **JE VAIS MIEUX** [8/6 J]
14.15/16.30/20.40^{F/d}
- **THE SENSE OF AN ENDING** [0/0 J]
14.20/20.30^{E/d}
- **POPE FRANCIS - A MAN OF HIS WORD** [6/4 J]
14.30/18.30^{0/d}
- **LOOKING FOR OUM KULTHUM** [0/0 J]
14.45/19.10^{E/d/f}
- **COMME DES GARÇONS** [6/4 J]
15.15/21.00^{F/d}
- **THE RIDER** [10/8 J]
16.10/20.45^{E/d/f}
- **LOS PERROS** [16/14 J]
16.30/20.30^{Sp/d/f}
- **CANDELARIA** [6/4 J]
16.45^{Sp/d/f}
- **LOLA PATER** [16/14 J]
17.15^{F/d}
- **ON CHESIL BEACH** [10/8 J]
18.20^{E/d}
- **LE BRIO** [10/8 J]
18.30^{F/d}
- **JANE** [6/4 J]
18.40^{E/d}

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- **RAZZIA** [16/14 J]
16.00/20.20^{Arab/d}
- **TRANSIT** [12/10 J]
16.00/20.15^{D/d/f}
- **NI JUGE, NI SOUMISE** [16/14 J]
18.10^{F/d}
- **AMORI** [16/14 J]
18.20-SO: 14.10^{U/d}
- **BLUE NOTE RECORDS:**

BEYOND THE NOTES [0/0 J]
SO: 14.20^{E/d}

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

• **SILO-OPEN-AIR: BIS 10. AUGUST 2018**

PATHÉ KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **LUIS UND DIE ALIENS** [6/4 J]
FR-SO: 13.00/14.50
MO-MI: 15.00^D
- **MEIN FREUND, DIE GIRAFFE** [0/0 J]
FR/MO-MI: 13.15
SA/SO: 13.45^D
- **LOVE, SIMON** [8/6 J]
13.20/15.40
SA/MO/MI: 18.00-SO: 11.00^D
FR/SO/DI: 18.00-SA: 11.00^{E/d/f}
- **SKYSCRAPER 3D** [14/12 J]
13.30/15.45/
18.00/20.15-FR/SA: 22.30
SA/SO: 11.15^D
FR/SO/DI: 18.45-FR/SA: 23.15
SA: 11.30-SA/MO/MI: 21.00^{E/d/f}
2D: FR/MO-MI: 16.30
FR/SO/DI: 21.00
SA/MO/MI: 18.45-SO: 11.30^D
- **EVERY DAY - LETZTENDLICH SIND WIR DEM UNIVERSUM EGAL** [10/8 J]
13.40^D
- **OCEAN'S 8** [8/6 J]
FR/SA: 13.45/16.00/23.20
FR: 18.30-SA: 11.00/21.00
SO-MI: 13.15/15.30
SO/DI: 18.00-MO/MI: 20.30^D
FR: 21.00-SA: 18.30
SO: 11.00-SO/DI: 20.30
MO/MI: 18.00^{E/d/f}
- **DIE FARBE DES HORIZONTS** [12/10 J]
14.15/16.20-FR/SO/DI: 20.45
SA/MO/MI: 18.30-SA: 23.00
SO: 11.50^D
FR/SO/DI: 18.30-FR: 23.00
SA: 11.50-SA/MO: 20.45
MI: 20.00^{E/d/f}
- **LILIANE SUSEWIND - EIN TIERISCHES ABENTEUER** [0/0 J]
FR/MO-MI: 14.15
SA/SO: 13.45^D
- **JURASSIC WORLD: DAS GEFALLENE KÖNIGREICH - 3D** [12/10 J]
FR/MO-MI: 15.00
FR-SO: 17.40/20.20
FR/SA: 23.00
SA/SO: 11.10/16.00
MO/DI: 20.00^D
- **MOMO - NICHT OHNE ELTERN** [6/4 J]
15.40-SA/SO: 11.45^D
- **THE FIRST PURGE** [16/14 J]
FR-SO: 16.40/21.00
FR/SA: 18.50/23.15
SO: 11.00-MO-MI: 17.00
MO/MI: 19.00-DI/MI: 21.10^D
SA: 11.00-SO: 18.50
MO: 21.10-DI: 19.00^{E/d/f}
- **I FEEL PRETTY** [12/10 J]
17.40-SA/MO/MI: 20.30^D
- **DEADPOOL 2** [16/14 J]
FR-DI: 20.00-FR/SA: 22.40^D
- **RENEGADES -**

MISSION OF HONOR [12/10 J]
FR/SO/DI: 20.30-FR: 22.50
SA: 23.00^D

• **HOTEL TRANSSILVANIEN 3 - EIN MONSTER URLAUB - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 15.30
MO-MI: 13.00/17.45^D

• **MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN**
MI: 20.00^{E/d/f}
MI: 20.45^D

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **JURASSIC WORLD: DAS GEFALLENE KÖNIGREICH** [12/10 J]
FR-DI: 17.30-MI: 18.00^{E/d/f}
- **DIE FARBE DES HORIZONTS** [12/10 J]
21.00-FR-DI: 18.00
SA/SO: 15.00
MI: 14.00/17.00^{E/d/f}
- **OCEAN'S 8** [8/6 J]
FR-DI: 20.30^{E/d/f}
- **HOTEL TRANSSILVANIEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
SA/SO: 14.30-MI: 15.00^D
- **KITAG CINEMAS Ladies Night: MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN**
MI: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

• **SOMMERPAUSE BIS 22. AUGUST 2018**

FRICK MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **OPEN-AIR CINEMA FRICK BIS 28.7.2018:**
- **THREE BILLBOARDS OUTSIDE EBBING, MISSOURI** [14/12 J]
DO-21.45
- **JURASSIC WORLD: DAS GEFALLENE KÖNIGREICH** [12/10 J]
FR 21.45
- **DIE LETZTE POINTE** [6/4 J]
SA 21.45
- **DOCTEUR KNOX** [8/6 J]
SO 21.45
- **MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN**
MI 21.45

LIESTAL KINOORIS
Kanonengasse 15 kinooris.ch

- **JIM KNOPF UND LUKAS DER LOKOMOTIVFÜHRER** [0/0 J]
FR: 14.30-SA/SO: 11.00^D
- **SKYSCRAPER - 3D** [14/12 J]
FR/MI: 17.30-FR-DI: 20.00
SA/SO: 17.15^D
- **THE FIRST PURGE** [16/14 J]
FR/SA: 22.30^D
- **HOTEL TRANSSILVANIEN 3 -**

EIN MONSTER URLAUB [6/4 J]
SA-MI: 14.30-MO/DI: 17.15^D

• **Ladies Night: MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN**
MI: 20.15^D

SPUTNIK
Bahnhofplatz palazzo.ch

- **AMORI** [16/14 J]
FR-MO: 18.00-MI: 20.15^{U/d/f}
- **CANDELARIA** [6/4 J]
FR: 20.15^{Sp/d/f}
- **JE VAIS MIEUX** [8/6 J]
SA-DI: 20.15^{F/d}

SISSACH PALACE
Felsenstr. 3a palacesissach.ch

- **LOVE, SIMON** [8/6 J]
18.00^{E/d/f}
- **SKYSCRAPER 3D** [14/12 J]
FR-SO: 20.30^D
2D: MO-MI: 20.30^D
- **HOTEL TRANSSILVANIEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
3D: SA-MI: 16.00^D

Die «Fauststadt» strebt nach irdischer Schönheit – und wird doch immer wieder von der Unterwelt heimgesucht.

Bedrohte Idylle im Breisgau

von Yaël Debelle

Staufen ist ein ausnehmend hübsches Städtchen. Idyllische mittelalterliche Gässchen, gepflegte Blumenarrangements, schicke Boutiquen. Doch der Schein trügt, die Altstadt ist bedroht. Tiefe Risse klaffen in den Fassaden. Darüber kleben rote Pflaster mit der Aufschrift: «Staufen darf nicht zerbrechen!» Schuld ist die Geothermie.

Als in Basel vor knapp 15 Jahren gebohrt wurde, bebte plötzlich die Erde. Im 50 Kilometer entfernten Staufen hingegen hob sich der Boden, als man 2007 ein Loch gebohrt hatte, um das Rathaus mit Erdwärme zu heizen. Durch den Eingriff quoll eine unterirdische Gipschicht auf. Die Folge: 268 beschädigte Gebäude. Zwei Häuser mussten wegen Einsturzgefahr abgerissen werden. Und die Erde hebt sich weiter an, bis zu zehn Zentimeter pro Jahr.

Qualität gepaart mit Eleganz

Doch auch mit Rissen in der Fassade bleibt Staufen ein kleines Juwel: eine süddeutsche Kleinstadt, die nach Schönheit strebt. Dutzende kleine Läden verkörpern diesen Geist. Sie bieten hochwertige Ware an, in badisch perfekter Qualität, gepaart mit weltläufiger Eleganz.

Bernd Herkenrath ist Herr über ein Reich von erstklassigen Schuhen aus zweiter Hand. Mit Schuhlöffel in der Hand und Tablier um die Hüfte erwartet er seine Kunden im «Classic Shoes». Er ersteigert Liebhaber-Modelle im Internet und revidiert sie. Meist klassische Schuhe aus Kalbsleder, desinfiziert, gewichst und neu besohlt vom lokalen Schuster. Ein massgearbeiteter Wholecut ohne Nähte, Neupreis 2300 Euro, kostet hier 390 Euro.

«Götterwolle – Feines aus Alpaka & Edles aus Equador» verkauft nur erlesene Einzelstücke aus Alpakawolle: Streichelinheiten für die Haut, leuchtende Farben fürs Auge und fairer Handel fürs Gewissen.

Die «Feine Kost-Manufaktur Schwarzwaldschön» schafft den Spagat zwischen bodenständigen Schwarzwälder Spezialitäten und kühler Moderne. Das Restaurant ist in Weiss gehalten, die Mittagmenüs sind multikulturell. Das Klo aber heisst ganz badisch «Schisshisli» für «Maidle» und «Bueble». In den Regalen stehen hausgemachte Sirups und Marmeladen aus der Region.



Der Wein vom Staufener Hausberg erhebt das Gemüt.

FOTO: IMAGO

Staufen wäre nicht Staufen ohne seinen Hausberg. Der makellos geformte Hügel thront einem Vulkan ähnlich über der Stadt, gekrönt von einer fast tausendjährigen Burg, die seit dem Dreissigjährigen Krieg nur noch eine Ruine ist. Aus ihren Fenstern hat man einen atemberaubenden Blick auf das Städtchen.

Im Bett des Dr. Faustus

In Staufen ist die Geschichte omnipräsent. Jeden September findet hier «Stages» statt, eine Zeitreise durch die Jahrhunderte. 800 Bürger und Bürgerinnen inszenieren die Geschichte ihrer Stadt, schlüpfen in Kostüme und spielen an allen Ecken Szenen aus der Vergangenheit. Sie demonstrieren vor Tausenden Schaulustigen bäuerliche Bräuche, mittelalterliches Handwerk und ritterliche Fechtkunst, bieten «historische» Waren feil und bereiten Speisen zu wie anno dazumal.

Zwei Bächle plätschern durch die gepflasterte Hauptstrasse, Kinder baden ihre Füße darin. Staufen wirkt entspannend. Wenn nur nicht immer wieder dunkle Kräfte aus der Unterwelt die Idylle empfindlich stören würden. Heute ist es die Geothermie. Früher war es der Teufel.

Im Gasthaus Löwen nämlich wollte der Alchemist Faust Gold herstellen. Und hier soll ihm Mephisto anno 1539 das Genick gebrochen und «seine arme Seele der ewigen Verdammnis überantwortet» haben. Doch Goethe hat ihn unsterblich gemacht – und damit auch Staufen. Wer in die Geschichte eintauchen will, kann eine Nacht in Zimmer Nummer 5 des «Löwen» buchen. Hier hat Dr. Faustus höchstpersönlich gehaust. ×

Anreise

Mit dem Regionalzug ab Basel SBB in gut einer Stunde nach Staufen, mit Umsteigen in Bad Krozingen.

Einkehren und Übernachten

Schwarzwälder Spezialitäten, Sirup und Marmeladen in der «Feine Kost-Manufaktur Schwarzwaldschön». Übernachten im Gasthaus Löwen.

Erleben

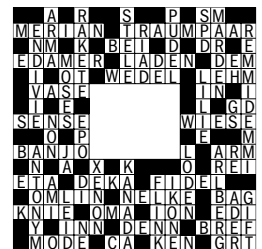
70. Staufener Musikwoche: 28. Juli bis 4. August 2018.
«Stages»: Staufener Zeitreise, 21. bis 23. September 2018.

Kreuzworträtsel

Salat und auch Würze	männl. Hase	die Gisela, Basler Mäzerin	9	Staat im Nahen Osten	Tierwelt	er und Abel	Brillenschlange	dt. TV-Sender	7	Direktor d. Fondation Beyeler	Narkosemittel			
					Hammonika-instrument									
Are in Deutschland		sehr beliebte Blume		Strasse, brasilianisch			Edition, Abk.	Internet-TLD v. Liechtenstein		europ. Schnellzug-gattung, kurz				
			10	inneres Organ				Landesel-temrat, Abk. salopp f. Glück			6			
Nachahmung	Umlaut			Säugetier aus China				Stockwerk eines Schiffes						
Vierfach-konsonant				Hier könnte Ihr Inserat stehen. Anfragen an werbung@tageswoche.ch				Autokennzeichen v. Erstfeld		kurz für Landrat				
Tasten-instrument, oft in Kirchen	5	Abschnitt der DNA	port.: lesen					der Bau ist bekanntes Basler Museum	1	Internet-adresse v. Litauen				
festliches Abendessen	Wolf in der Tierfabel	r.i. = bereit z. pflücken	8					franz. Adelstitel		Staat in der Karibik	Sohn des Juda (Bibel)			
								franz.: Spiel						
schmäler als Strasse	kleiner indischer Bundesstaat			Autokennzeichen v. Mendrisio	hefiger Wind	der Kamin an Nord-tangente ist bald weg	die Schweiz ist einer	diese -logie meint Völkerkunde		manche Flüsse haben auch einen				
		Gangart v. Pferden		Blechblas-instrument		Blut-flüssigkeit				3	engl.: allein	Hafenstadt in Jemen		
europ. Stilepoche	2				Glücksspiel				in der Art von, sagt der Koch					
				ein Metall in Kurzform kurz f. polit. Vereinigung		Vorfahr			solcher Wasserstoff (mit i)					
zwischen schwarz und weiss	der Affleck, US-amerik. Schauspieler				süsse Eierspeise			Hautver-unreinigung						
so sagt die Katze	4			Sankt, kurz		eignet sich für Töpfer-ware			.b..d = Tageszeit					

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----



MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (i. - SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 18.07.2018. Lösungswort der letzten Woche: **STADTLIBEN**

ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin: **Esther Müller**

Auflösung der Ausgabe Nr. 27

Impressum

TagesWoche
 7. Jahrgang, Nr. 28,
 verbreitete Auflage:
 8251 Exemplare (prov. Wemf-
 beglaubigt),
 Spitalstrasse 18,
 4056 Basel
Herausgeber
 Neue Medien Basel AG
Redaktion
 Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
 täglich online und jeweils am
 Freitag als Wochenzeitung.

Geschäftsleitung
 Sibylle Schürch
Creative Director
 Hans-Jörg Walter
Redaktion
 Renato Beck und
 Gabriel Brönnimann
 (Co-Leitung Redaktion),
 Ronja Beck, Yen Duong, Andrea
 Fopp, Olivier Joliat,
 Stefan Kempf, Christoph
 Kieslich, Felix Michel, Matthias
 Oppliger, Jeremias Schulthess,
 Dominique Spirgi, Samuel
 Waldis, Catherine Weyer

Produktion
 Reto Aschwanden und Tino
 Bruni (Co-Leitung Produktion),
 Dorothee Adrian, Mike Niederer,
 Hannes Nüsseler
Layout/Grafik
 Anthony Bertsch, Eliane Simon
Bildredaktion
 Nils Fisch
Korrektorat
 Martin Stohler (Leitung),
 Yves Binet, Chiara Paganetti,
 Irene Schubiger, Laura Schwab,
 Jakob Weber

Kommunikation und Marketing
 Sandra Luzia Schafroth
Werbung/Anzeigen
 Monika Höpfl
 061/561 61 22
werbung@tageswoche.ch
todesanzeigen@tageswoche.ch

Abodienst
 Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
 mit einem Jahresbeitrag**
 UnterstützerIn: 160 Fr. pro Jahr
 EnthusiastIn: 220 Fr. pro Jahr
 Unternehmen: 660 Fr. pro Jahr
 Mehr dazu: tageswoche.ch/abo

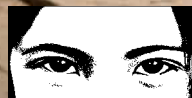
**Sie wollen uns mit einer Spende
 unterstützen? Bitte sehr:**
 IBAN
 CH41 0900 0000 6050 5456 2
Druck
 Mittelland Zeitungsdruck AG,
 Aarau

Designkonzept und Schrift
 Ludovic Balland, Basel
Redesign CI und Cover
 Anthony Bertsch, Nils Fisch
Lithografie
 Andreas Muster

Terre d'aventure



Jedes Kind dieser Welt hat das Recht,
Kind zu sein. Ganz einfach. www.tdh.ch



Terre des hommes

Kinderhilfe weltweit.

AZA
CH-4056 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4056 Basel
Kundendienst: 061 561 61 61
Redaktion: 061 561 61 80
tageswoche.ch



ANZEIGE

TagesWoche



Für alle, die sich ihre
Meinung selber machen.

**Offenheit, Meinungsvielfalt und
Unabhängigkeit. Wie viel ist Ihnen das Wert?
Abonnieren Sie jetzt.**



Informieren Sie sich auf www.tageswoche.ch/abo